

Ruhr-Universität Bochum

Architekturvision der Nachkriegsmoderne

Hrsg. von Richard Hoppe-Sailer, Cornelia Jöchner und Frank Schmitz



Gebr. Mann Verlag · Berlin

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© 2015 by Gebr. Mann Verlag · Berlin
www.gebrmannverlag.de

Bitte fordern Sie unsere Prospekte an.

Alle Rechte, insbesondere das Recht der Vervielfältigung und
Verbreitung sowie der Übersetzung vorbehalten. Kein Teil des
Werkes darf in irgend einer Form durch Fotokopie, Mikrofilm,
CD-ROM usw. ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden. Bezüglich
Fotokopien verweisen wir ausdrücklich auf §§ 53, 54 UrhG.

Gedruckt auf säurefreiem Papier, das die US-ANSI-Norm über
Haltbarkeit erfüllt.

Umschlagabbildung: Querforum Ost, Blick von Westen auf
Bachlauf und See, Foto 1971 (vgl. Abb. 4 im Beitrag Szymczyk)
Redaktion: Kathrin Nentwich M. A. (Text),
Agnes Sawyer M. A. (Bildredaktion und Register)
Umschlagentwurf: hawemannundmosch · Berlin
Layout u. Satz: Barbara Criée · Berlin
Druck u. Verarbeitung: druckhaus köthen GmbH & Co. KG · Köthen
Papier: LumiSilk, 135 g/m², Schrift: Myriad Pro

Printed in Germany · ISBN 978-3-7861-2744-4

LWL
Für die Menschen.
Für Westfalen-Lippe.



Mit freundlicher Unterstützung des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe; der LWL-Denkmalpflege, Landschafts- und Baukultur in Westfalen; der Stadt Bochum; der Gesellschaft der Freunde der Ruhr-Universität Bochum e.V. und Prof. Fritz Eller.

Inhalt

7 Geleitwort
Michael Huyer, Leiter der Inventarisierung und
Bauforschung der LWL-Denkmalpflege,
Landschafts- und Baukultur in Westfalen

9 Einführung
Die Herausgeber

GRUNDSTEIN

15 Universitätsstandort im Parteienstreit.
Aspekte zur Gründungsgeschichte
der Universität Bochum
Jörg Lorenz

21 Universität als Steuerungsinstrument.
Die Ruhr-Universität zwischen Gesellschafts-
politik, Hochschul- und Landesplanung
Timo J. Celebi

31 Wo Wege sich kreuzen.
Die räumliche Logik des Bochumer Campus
Cornelia Jöchner

47 Konstruktivismus in Architektur,
Politik und Wissenschaft
Dietrich Erben

59 Universitas durch Dichte.
Der Ideenwettbewerb
zur Ruhr-Universität 1962/63
Alexandra Apfelbaum und Frank Schmitz

79 Universität als Großstruktur.
Interview mit Fritz Eller
Sonja Hnilica und Frank Schmitz

BILDUNGSBAU

89 Nachkriegsarchitektur neu bewertet.
Das Beispiel Ruhr-Universität
Kerstin Wittmann-Englert

99 Die Universitäten im Ruhrgebiet.
Hochschulbau zwischen Reform-
und Massenuniversität
Sonja Hnilica und Markus Jäger

111 Hochschulkonzepte und
Campusarchitekturen in den USA
Anna Minta

119 Bochum und die englischen Sieben
Stefan Muthesius

131 »... zu schützen, zu pflegen,
sinnvoll zu nutzen«.
Das Baudenkmal Ruhr-Universität
Hans H. Hanke

143 »Ein San Gimignano der Bildungslandschaft«.
Interview mit Wolfgang Pehnt
Frank Schmitz

149 Wie soll die Ruhr-Universität
in Zukunft aussehen?
Eine Architekturkritik
Till Briegleb

MATERIALITÄT

157 Beton im Hochschulbau
Klaus Jan Philipp

165 Treppen, Wege, Wasserläufe.
Die Grünplanung der Ruhr-Universität
Elisabeth Szymczyk

175 Universität und Ruhrlandschaft.
Interview mit Georg Penker
Christof Baier

KUNST

191 *En passant*.
Kunst an transitorischen Orten
Dorothee Böhm

203 Serielle Ästhetik in Kunst und Architektur.
Die Ruhr-Universität
Annette Urban

219 Im Westen viel Neues.
Technik und Kunst – Utopien der 1960er Jahre
Richard Hoppe-Sailer

GEBÄUDEPORTRÄTS

- 231 Stahlbau in der Tradition Mies van der Rohes.
Die alte Mensa von Bruno Lambart
Alexandra Apfelbaum
- 239 Serie versus Unikat.
Institutsgebäude und Hörsaalzentrum Ost
Olaf Gisbertz
- 247 Skulpturale Inszenierung.
Bruno Lambarts Universitätsbibliothek
Alexandra Apfelbaum
- 257 »Zyklopische Spätmoderne«.
Das Audimax
Elmar Kossel
- 265 Das fragile Monument.
Albin Hennigs Universitätsverwaltung
Carsten Ruhl
- 273 Gemütlichkeit im Großraum?
Die Zentralmensa
Yvonne Northemann
- 281 Architektur als Großskulptur.
Das Musische Zentrum
Frank Schmitz
- 291 Farbtafeln
- 321 Autorinnen und Autoren
- 327 Abstracts der Buchbeiträge (deutsch)
- 333 Abstracts der Buchbeiträge (englisch)
- 339 Bildnachweise
- 347 Register

Einführung

Das Kunstgeschichtliche Institut der Ruhr-Universität nimmt das fünfzigste Jubiläum der Bochumer Universität zum Anlass für die vorliegende umfassende Untersuchung der Campusanlage. Die Form eines Sammelbandes erschien dem Herausgeberteam ideal, um unterschiedliche Positionen international renommierter Architektur- und Kunsthistoriker zum Bochumer Campus zu bündeln. Der Band soll am konkreten Beispiel einen Beitrag zu einer kritischen Würdigung des Bildungsbaus der 1960er Jahre leisten. Die teils langjährige Beschäftigung der Herausgeberinnen und Herausgeber mit dem Thema fand wiederholt Ausdruck in Lehrveranstaltungen zur Architektur und Kunst des Bochumer Universitätscampus.

Die Auseinandersetzung der kunstgeschichtlichen Fachwelt mit der Architektur der Ruhr-Universität begann früh. Der Kunsthistoriker Heinrich Lützeler nahm den noch im Bau befindlichen Campus 1969 in sein Standardwerk *Europäische Baukunst im Überblick* mitsamt längerer Beschreibung und Modellfoto auf. Der Architekturkritiker Wolfgang Pehnt veröffentlichte die Bochumer Hochschulbauten im folgenden Jahr in seinem Band *Neue deutsche Architektur*, dessen englischsprachige Ausgabe internationale Verbreitung fand.¹ Gleichzeitig regte sich erbitterter Widerspruch gegen die als »hart« und »autoritär« bezeichnete Architektur, die Universitätsbauten wurden teils als »Schlachtschiffe« apostrophiert.² Parallel zu dieser Kritik erschienen bis in die 1980er Jahre hinein zahlreiche offizielle Publikationen, in denen maßgeblich Beteiligte an Planung und Realisierung der Universität ihre Lesart des Bauprojektes festschrieben.³

Inzwischen liegen mehrere Versuche einer kritischen Revision der Ruhr-Universität als Ganzer vor, wobei oftmals die Geschichte der Institution im Vordergrund steht, etwa in dem Sammelband *Schöne neue Hochschulwelt. Idee und Wirklichkeit der Ruhr-Universität Bochum* (Hrsg. Wilhelm Bleek und Wolfhard Weber, Essen 2003) und der umfassenden Studie Hans Stallmanns *Euphorische Jahre. Gründung und Aufbau der Ruhr-Universität Bochum* (Essen 2004). Wie bereits in der zweibändigen Festschrift zum 25-jährigen Jubiläum der Ruhr-Universität 1990 wurde dabei die Architektur zwar berücksichtigt, stand aber nicht im Mittelpunkt der Untersuchungen.

Die Wertung der Nachkriegsarchitektur – insbesondere der sogenannten Zweiten Nachkriegsmoderne der 1960er und 1970er Jahre – hat sich in den vergangenen Jahren stark gewandelt. Angesichts der als unwirtlich wahrgenommenen Großbauten währte sich die Kunsthistorikerin Alexandra von Cube noch 1992 in ihrer Dissertation über die Bauten der Ruhr-Universität in der Defensive. Inzwischen werden Bauten und Konzepte der Nachkriegszeit vielfach einer unvoreingenommen, erneuten Ana-

lyse unterzogen und in der Folge als historische Ideen begriffen oder gar anders qualifiziert. Als historisches Phänomen einer spätmodernen, hochindustrialisierten Gesellschaft gilt heute auch die Steuerungs- und Planungseuphorie der 1960er Jahre, die etwa im seriellen Charakter der Architektur ihren sichtbaren Ausdruck fand.

Vor dem Hintergrund gewandelter Sichtweisen erscheint der jetzige Zeitpunkt für die vorliegende Untersuchung auch deshalb günstig, weil sich die Quellenbasis für die Ruhr-Universität als belastbar erweist. So konnten die umfangreichen Bestände des Universitätsarchivs Bochum erstmals umfassend mit Blick auf die Architektur ausgewertet werden; noch bei Erstellung der Festschrift zum 25-jährigen Universitätsjubiläum 1990 waren die entsprechenden Akten- und Fotobestände nicht systematisch zugänglich. Zugleich bot sich in Gesprächen mit dem Landschaftsgestalter Georg Penker und dem Architekten Fritz Eller die Gelegenheit, maßgeblich an Konzeption und Realisierung der Ruhr-Universität beteiligte Entwerfer gezielt zu befragen.

Der vorliegende Band möchte einen Beitrag zu einer wertenden Bestandsaufnahme großmaßstäblicher Architekturkonzepte der 1960er Jahre leisten. Die verschiedenen Autoren des Bandes gehen dabei teils von der konkreten Analyse und Interpretation der einzelnen Bauten aus, oder nehmen bestimmte, für die Gestaltung des Universitätscampus relevante Phänomene aus der Perspektive verwandter Disziplinen wie Zeitgeschichte und Politikwissenschaften in den Blick. Der gemeinsame Fokus auf Architektur, Gartengestaltung und Kunst am Bau belegt jedoch, dass Herausgeber und Verfasser die Ruhr-Universität als ein Gesamtensemble verstehen.

Die Architektur der Ruhr-Universität wird in den vorliegenden Beiträgen in mehrfacher Hinsicht als ein visionäres Konzept verstanden. Zunächst auf der Ebene der Strukturentwicklung, galt es doch Anfang der 1960er Jahre dem Niedergang der Montanindustrie im Ruhrgebiet neue Impulse entgegenzusetzen. Die Stadt Bochum nahm in dieser Hinsicht eine Schlüsselposition ein, da sie einer der ersten Orte der Region war, an dem ein weitreichendes Modell für Strukturwandel erprobt wurde: Innerhalb kürzester Zeit wurden neben der Ruhr-Universität das Bochumer Opel-Werk und – als eines der ersten bundesdeutschen Einkaufszentren – der Ruhr-Park eröffnet. Die drei Neugründungen hingen funktional eng zusammen, etwa insofern die technischen Fächer an der Universität den Bedarf an Fachkräften der neuen Produktionsbetriebe decken sollten.⁴ Dass der Strukturwandel ausgerechnet in Bochum einen prominenten Anfang nahm, scheint nur konsequent: Die Schließung der Kleinzeche Lieselotte

1958 in Bochum markiert nach gängiger Lesart den Beginn des »Zechensterbens« im Ruhrgebiet.

Doch nicht nur nach außen sollte die Ruhr-Universität Reformimpulse senden, schon durch ihre innere Verfasstheit wollten ihre Gründer die vermeintlichen Fehler traditioneller Universitäten vermeiden. Neuartige Organisationsstrukturen sahen die Auflösung der großen Fakultäten zugunsten kleinerer »Abteilungen« vor, zugleich sollte die für Universitäten unübliche Einbeziehung der Ingenieurwissenschaften eine weitreichende Vernetzung möglichst vieler Disziplinen ermöglichen. Mit der Gestaltung der Ruhr-Universität sollte ein adäquater baulicher Ausdruck für diese strukturellen Reformen gefunden werden. Zugleich ging es bei einer der ersten neu errichteten Universitäten in Deutschland nach dem Zweiten Weltkrieg um nichts Geringeres als die Neuformulierung der Aufgabe »Hochschulbau« in einem modernen demokratischen Staat, für die es Anfang der 1960er Jahre international nur wenige Vorbilder gab.

Der visionäre Charakter der Ruhr-Universität war Ausdruck eines zeitgenössisch schier unbegrenzten Vertrauens in die technische Lösbarkeit von Problemen. In den 1960er Jahren fand dieses Bewusstsein auch international in zahlreichen Konzepten großmaßstäblicher, maschinenhaft aufgefasster Architektur seinen Ausdruck, wie unter anderem die technizistischen Entwürfe der britischen Architektengruppe Archigram belegen. Erst 1957 hatte der Sputnikschock in der westlichen Welt die Anstrengungen im Bereich technischer Entwicklungen zusätzlich beflügelt: Nach zeitgenössischer Wahrnehmung war im Kalten Krieg technischer Fortschritt in letzter Konsequenz eine Voraussetzung für militärische Überlegenheit. Die Entwürfe für die Ruhr-Universität entstanden zudem mehrere Jahre vor der Ölkrise 1973, als natürliche Ressourcen unbegrenzt verfügbar schienen. Diese historische Situation zeichnet sich bis heute an den Bauten der Ruhr-Universität unmittelbar ab, etwa an dem vorrangig auf (energieintensiven) Individualverkehr ausgelegten Verkehrskonzept. Die Priorität drückte sich unter anderem im Bau einer universitätseigenen Autobahnabfahrt aus sowie in der Tatsache, dass große Teile des Universitätscampus auf Parkdecks errichtet sind.

Auch die monumentale Struktur der Ruhr-Universität insgesamt entsprang der zeitgenössischen Überzeugung, dass Effizienz und Komfort von Bauten durch Größe und mechanisierte Baumethoden in bisher ungeahntem Ausmaß zu steigern seien. Eine neue Maßstäblichkeit der baulichen Strukturen schien die einzig konsequente Antwort auf die rapide steigenden Geburtenzahlen in der Bundesrepublik, die um das Eröffnungsjahr der Ruhr-Universität 1965 einen absoluten Höhepunkt erreichten.

Die Planer reagierten auf die wachsenden und variablen Anforderungen an den Hochschulcampus, indem sie ihre Bauten teils als »offene« Strukturen anlegten und Veränderung einkalkulierten. So waren etwa die Raumaufteilungen in den einzelnen

Gebäuden teils flexibel angelegt; die serielle Reihung der Hochhausscheiben suggerierte zudem, der Komplex sei beliebig erweiterbar. Die vertiefte Analyse zeigt jedoch, dass es sich bei der Ruhr-Universität in hohem Maße um eine hermetische Gesamtform handelt, die auf bauliche Veränderungen und Hinzufügungen höchst sensibel reagiert, wie einzelne später hinzugefügte bauliche Ergänzungen auf dem Campus belegen.

Das vorliegende Buch versteht das bauliche Ensemble der Ruhr-Universität als ein materielles, gestaltetes Zeugnis einer besonderen historischen Verklammerung von Bildung, Forschung und Architektur. Der forschende Blick auf die Vergangenheit kann jedoch nicht ohne Konsequenzen für die Gegenwart bleiben. Fünf Forderungen richten sich nach Überzeugung der Herausgeberinnen und Herausgeber des Bandes an den Umgang mit den Bauten der Ruhr-Universität:

1. Größtmöglicher Bestandsschutz der Gebäude aus der ursprünglichen Bauphase (1964 – 1984);
2. Angemessene, werterhaltende Pflege der Bauten, Kunstwerke und Außenanlagen;
3. Verhinderung von nachträglicher Verdichtung durch zwischen die Bauten eingefügte neue Gebäude;
4. Wiederherstellung ursprünglicher räumlicher Zusammenhänge, unter anderem durch Beseitigung nachträglich eingefügter provisorischer Bauten.
5. Ergänzung fehlender Bauten und Gartenanlagen im Sinne der ursprünglichen Entwurfsintentionen, unter anderem: Neubau der Gebäude IA und IB unter möglichst getreuer Nachempfindung des äußeren Erscheinungsbildes der Ursprungsbauten; gärtnerische Gestaltung des Querforums West.

Der vorliegende Band soll einen Beitrag zur kritischen Revision des Strukturwandels der Nachkriegszeit leisten. Die Schließung des Bochumer Opel-Werks 2014 stellte eine Zäsur für die verarbeitende Industrie im Ruhrgebiet dar und markierte damit einen Endpunkt der ersten Phase des Strukturwandels.⁵ Vor diesem Hintergrund erweist sich die Ruhr-Universität keineswegs als Produkt dieses weitgehend abgeschlossenen Strukturwandels, sondern ist längst ein aktiver Protagonist bei der Weiterentwicklung zur Wissensgesellschaft.

Um eine möglichst tiefgreifende Analyse des Bauprojekts Ruhr-Universität vornehmen zu können, war eine Konzentration auf den Campus im engeren Sinne notwendig. So wurden die unrealisierten Planungen – etwa für das Universitätsklinikum – nicht vertieft untersucht. Auch die im Zusammenhang mit dem Campus angelegten umliegenden Wohnheime für Studierende, das mit Blick auf Universitätsmitarbeiter errichtete Wohnquartier Hustadt sowie das dem Campus gegenüberliegende Uni-Center mit Wohnungen, Geschäften und Gastronomie wurden aus Platzgründen nicht ausgiebig behandelt, sie hängen aber strukturell

mit dem Universitätsbau zusammen. Weitergehende Analysen müssten auch den Botanischen Garten der Ruhr-Universität sowie den 1966 durchgeführten, landschaftsplanerischen Wettbewerb für das Ruhrtal südlich des Universitätscampus einbeziehen, in dessen Folge unter anderem der Kemnader See aufgestaut wurde.

Angesichts der eng verwobenen Themen der einzelnen Beiträge erschien es punktuell notwendig, zentrale Informationen wiederholt aufzugreifen, sofern sie für die Argumentation des jeweiligen Beitrags von Bedeutung waren. Zugleich ist so sichergestellt, dass jeder Beitrag auch für sich verständlich ist. Heterogene Ansätze und Positionen der einzelnen Beiträge waren ausdrücklich gewünscht.

Der Dank des Herausgeberteams gilt den Autorinnen und Autoren des Bandes sowie den Geldgebern. Landeskonservator Dr. Markus Harzenetter (Landschaftsverband Westfalen-Lippe) hat das Projekt tatkräftig unterstützt, ebenso der Publikationsfonds des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe. Zugleich hat sich die Stadt Bochum (Oberbürgermeisterin Dr. Ottilie Scholz) finanziell stark engagiert. Weitere Förderung verdanken wir Herrn Prof. Fritz Eller, Aachen, und der Gesellschaft der Freunde der Ruhr-Universität Bochum.

Für umfangreiche Kooperationen und stete Unterstützung sind wir Jörg Lorenz (Universitätsarchiv Bochum) verpflichtet; für Anregungen und Unterstützung bei der Finanzierung danken wir Dr. Hans H. Hanke, LWL-Denkmalpflege, Landschafts- und Baukultur in Westfalen. Kathrin Nentwich M. A. und Agnes Sawer M. A., deren Hilfskraftstellen das Kunsthistorische Institut dankenswerterweise finanzierte, sind wir für tatkräftige und präzise Unterstützung bei der Text- und Bildredaktion und der Koordinierung des Buchprojekts sehr dankbar, genauso dem Institutsfotografen Thorsten Koch für die Erstellung von Fotoaufnahmen. Martin Steinbrück (Berlin) betreute den Band im Endlektorat und übernahm die Koordination mit dem Gebr. Mann Verlag, dem wir für die Aufnahme des Bandes in sein Verlagsprogramm danken.

Richard Hoppe-Sailer, Cornelia Jöchner, Frank Schmitz
Bochum, März 2015

- ¹ Heinrich Lützel: *Europäische Baukunst im Überblick. Architektur und Gesellschaft*, Freiburg 1969, S. 259–261; Wolfgang Pehnt: *Neue deutsche Architektur 3 (1960–1970)*, Stuttgart 1970 / *New German Architecture 3 (1960–1970)*, London, New York 1970.
- ² Stefanie Endlich et al.: *Architektur, Staat und Wissenschaft. Untersuchungen zur Hochschulplanung in der BRD*, Berlin 1976, S. 56.
- ³ Vgl. u.a. *Materialien zur Geschichte der Ruhr-Universität Bochum*, hrsg. im Auftrag des Vorstandes der Gesellschaft der Freunde der Ruhr-Universität Bochum e.V., 3 Bde., [1] *Entscheidung für Bochum* (o. J.), [2] *Bauidee und Baugeschehen* (1972), [3] *Tätigkeitsbericht 1965–1970. Kosten, Leistungen, Daten* (1973) sowie: Johannes Nehammer u. Hans Thol: *Ruhr-Universität Bochum und Universitätswohnstadt. Dokumentation 1961–1981* (hrsg. v. d. Stadt Bochum/Land Nordrhein-Westfalen), Bochum o. J. [1987].
- ⁴ Den strukturellen Zusammenhang von Ruhr-Universität, Opel-Werk und Ruhr-Park erläutert Hans Stallmann: *Euphorische Jahre. Gründung und Aufbau der Ruhr-Universität Bochum*, Essen 2004 (Düsseldorfer Schriften zur Neueren Landesgeschichte und zur Geschichte Nordrhein-Westfalens, Bd. 68), S. 231–238.
- ⁵ Vgl. *ibid.*

Universität als Steuerungsinstrument. Die Ruhr-Universität zwischen Gesellschaftspolitik, Hochschul- und Landesplanung

Timo J. Celebi

Planung und Hochschulbau in den sechziger Jahren

Einige Jahre nach Gründung der Ruhr-Universität Bochum (RUB) verfasste der für die Überwachung des Hochschulbaus beauftragte Ministerialdirigent Fridolin Hallauer 1968 einen Artikel, in dem er die Vorzüge einer Universität für eine moderne Stadt skizzierte. In diesen Erläuterungen charakterisierte er die Hochschule als integralen Bestandteil der regionalen Wertschöpfung. »Heute erkennt jeder Investitionen in Wissenschaft und Bildung nicht nur als Wachstumsstimulans, sondern als existenzdeterminierend an. Investitionen in Wissenschaft und Bildung sind konjunkturbelebend – sind relevante Größen der Struktur – oder sagen wir besser – Infrastrukturpolitik.«¹

Eine Universität als Teil der Landesinfrastruktur und damit als Gegenstand der Steuerungspolitik zu betrachten, ist in der zeitgenössischen Argumentation der 1960er und 1970er Jahre eine wesentliche Innovation der Universitätsidee und für die Hochschulgeschichte des 20. Jahrhunderts ein Aspekt, der bisher nicht eingehend von der historischen Forschung beachtet worden ist.² Die gesamte Hochschul- und Universitätsgeschichte der Nachkriegszeit ist derzeit durch eine Vielzahl von Desideraten gekennzeichnet.³ Die Gründung und Entwicklung der Ruhr-Universität wurde bislang aus einer politik- und reformgeschichtlichen Perspektive betrachtet, die die lokalpolitischen Zusammenhänge in den Blick nahm und damit die zeitgenössisch intendierten Wirkungen der RUB thematisierte.⁴ Dabei waren besonders Planungsexperten wie Fridolin Hallauer mit ihren spezifischen Gegenwartsperspektiven und Methoden an den Planungen der Ruhr-Universität beteiligt und hatten zentrale Funktionen für den Ausbau des gesamten Hochschulwesens in Nordrhein-Westfalen bis weit in die 1970er Jahre inne. Der Einfluss dieser Experten auf die Hochschule der Nachkriegszeit wurde von Universitätshistorikern für das 20. Jahrhundert noch nicht berücksichtigt.

Davon ausgehend, dass die Fachtraditionen der Planer maßgeblich in das Hochschulkonzept in Bochum einfließen und sich mit den hochschulpolitischen Positionen verbanden, soll am Fallbeispiel der Ruhr-Universität den Fragen nachgegangen werden, welche Argumentationsmuster die Planungsexperten aus ihren Perspektiven und Leitbildern hinsichtlich des Hochschulbaus in den 1960er Jahren entwickelten. Wie beeinflussten sich diese Argumen-

tationsmuster wechselseitig mit dem Universitätsbild sowie der Anordnung und den organisatorischen Strukturen der Hochschule?

Mit diesem Beitrag soll auf Zusammenhänge hingewiesen werden, die sich außerhalb der Bildungs- und Hochschuldebatten formierten und dennoch das Universitätsbild, die Gestalt der Universität und das mit ihr verbundene Wissenschaftsbild zwischen den 1950er und 1970er Jahren prägten. Anhand ausgewählter Quellenbestände werden Schlaglichter auf Planungsexperten und ihre Leitbilder geworfen, entlang derer weitere Untersuchungen für die jüngere Hochschulgeschichte lohnenswert scheinen. Auf Basis der Empfehlungen des Wissenschaftsrates,⁵ der Akten des Kultusministers⁶ sowie der Ergebnisniederschriften des beratenden Gründungsausschusses⁷ soll aufgezeigt werden, wie sich diese verschiedenen Positionen über Krisenwahrnehmung und Planung verbanden. Auf der anderen Seite soll durch die Verortung der RUB innerhalb der Planungstraditionen und Expertendebatten der intendierte Steuerungscharakter des Hochschulkonzeptes offengelegt werden. Diese lassen sich in den Beiträgen des Ministerialdirigenten,⁸ den Veröffentlichungen des NRW-Ministeriums für Landesplanung⁹ sowie in den Leitbilddebatten im Bereich der Architektur und Raumforschung in den 1950er und 1960er Jahren¹⁰ ausmachen.

Krisenerscheinungen und Planungsperspektiven

Der Landtagsbeschluss des Jahres 1961 bildete den Auftakt für die Gründung einer neuen Universität in Nordrhein-Westfalen, die ab 1964 in Bochum erbaut wurde. Dazwischen lag ein intensiver Sondierungs- und Planungszeitraum.¹¹ In dieser Zeit verhandelten die Initiatoren und beteiligten Landes- und Kommunalpolitiker, Reformer und Hochschulplaner zeitgenössische Krisenerscheinungen und Planungsperspektiven sowie die Verwirklichung möglicher Reformen der Hochschul- und Fächerstrukturen und ihrer baulichen Ausformung nach aktuellen architektonischen Leitbildern und Trends. Damit galt die RUB zeitgenössisch als Reformuniversität und ihre geschichtswissenschaftliche Bedeutung wurde von der Forschung der letzten Jahre an der Realisierung ihrer Reformziele gemessen.¹²

Werden die spezifischen Perspektiven und Methoden beteiligter Architekten, Stadt- und Landesplaner in den Blick genom-

men, so lässt sich der Bau der Ruhr-Universität besonders unter dem Einfluss des zeitgenössischen Planungsverständnisses betrachten, das von der historischen Forschung unter dem Begriff der »Planungseuphorie«¹³ als gesamtgesellschaftliches Phänomen für die 1960er und 1970er Jahre gefasst wird und an dessen Beginn Planung und Bau der RUB standen.

Allgemein kann Planung als ein methodisch gesicherter und öffentlich kommunizierter »Vorgriff auf die Zukunft« verstanden werden, »was die räumliche, infrastrukturelle und daseinssichernde Ausgestaltung von Gesellschaft« einschließt.¹⁴ Der Bau der RUB markiert in den 1960er Jahren einen offeneren Umgang mit Planung. Dieser war in der Regierungszeit Adenauers noch durch ideologische Argumentationsfiguren gekennzeichnet, die weit vorausschauende Planungen mit der Planwirtschaft der DDR und der Sowjetunion gleichsetzten.¹⁵ Spätestens seit der Mitte der sechziger Jahre und den ersten wirtschaftlichen Krisen wurden in allen gesellschaftlichen Bereichen Planungsmethoden erprobt und durch technische Mittel der Datenverarbeitung der Versuch unternommen, mögliche Zukunftshorizonte auszuleuchten, Krisenauswirkungen abzufedern und das Mittel der Prognose und Planung gesellschaftlich nutzbar zu machen.

Von der historischen Forschung wird diese Planungsintensität in einem engen Zusammenhang mit den wirtschaftlichen Krisen der 1960er und 1970er Jahre und einer sich andeutenden Entindustrialisierung betrachtet, die durch die Bergbau-, Kohle- und Ölkrise markiert werden.¹⁶ Diese Krisen führten verschiedenen Gesellschaftsbereichen die Hinterfragbarkeit eines kontinuierlichen und rasanten Wirtschaftswachstums und damit die Brüchigkeit des Glaubens an die künftige Tragfähigkeit der Industriegesellschaft vor Augen, die durch den Ausbau des Bildungssektors überwunden und seit den 1960ern zur Dienstleistungsgesellschaft transformiert werden sollte. Die Planungseuphorie umfasste daher vor allem auch die Universitäten samt der sich etablierenden Bildungsplanung.¹⁷

Planungsexperten und Planungsleitbilder in den sechziger und siebziger Jahren

Als Ministerialdirigent im Ministerium für Landesplanung und Wohnungsbau in Nordrhein-Westfalen, als Architekt, Raumplaner und Ökonom war Fridolin Hallauer eng mit dem Großprojekt der RUB verbunden. Hallauer steht stellvertretend für eine Expertengruppe, die sich durch ein zeitgenössisches Planungsverständnis auszeichnet, das vor allem auf der Ebene »des konkreten Raumordnungs-, Wirtschafts- und Verwaltungshandelns« liegt und die etwa die Entwicklung von »Infrastrukturen als Planungs- und Steuerungsinstrumente« umfasst.¹⁸ Das durch ihn vertretene Expertentum scheint der von Thomas Etzemüller untersuchten

Expertengruppe der 1920er Jahre zu entsprechen, für die er den Sammelbegriff »Sozialingenieur«¹⁹ einführte und deren Fachtraditionen sich auf das *social engineering* zurückführen lassen. Diese Experten orientierten sich am Theorieangebot der Ingenieurs-, Sozial- und Wirtschaftswissenschaften, über das sie ihre Planungsmethoden legitimierten und fachintern absicherten.²⁰

Die gesellschaftliche Integration, die (Wieder-)Herstellung gesellschaftlicher Strukturen und die ausgewogene Verteilung der Bevölkerung im Landesraum gehörten zu den primären Zielen der zeitgenössischen Raumordnung und -planung. Der Raum wurde von der Raumforschung als »dynamische[r] Faktor«²¹ und vor allem als planbares Konstrukt reflektiert, das durch materiell greifbare Maßnahmen wie Infrastrukturen, Gebäude- und Stadtplanung konsolidiert wird. Das in diesem Raum verortete soziale Leben wurde durch die richtigen Planungsmaßnahmen als steuerbar begriffen. Die wahrgenommenen gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Probleme der Gegenwart waren für diese Experten das Ergebnis einer unzeitgemäßen »Raumorganisation«.²²

Wenn es in dieser Wahrnehmung an der planvollen Abstimmung und der räumlichen Verdichtung der »Hauptlebensfunktionen«²³ wie Arbeiten, Freizeit, Bildung, Verkehr und Wohnen fehlte, waren nach Meinung der Landesplaner einige Gebiete und Städte unattraktiver als andere. Das Ziel der Raumplanung war es, den Raum des gesamten Landes durch schrittweise Teilplanungen an die Lebensbedürfnisse des Menschen anzupassen, um durch gezielte Modernisierungsstrategien dauerhaft die gleichen Bedingungen zu schaffen.²⁴ Oder wie es bezogen auf das 1965 erlassene Raumordnungsgesetz (ROG) im »Handwörterbuch der Raumforschung und Raumordnung« zusammengefasst wurde: »Das Gesetz trägt [...] der Tatsache Rechnung, daß die Verdichtung von Menschen und Arbeitskraft eines der tragenden Prinzipien unserer modernen Gesellschaftsordnung ist. [...] Das für unsere Fragestellung Entscheidende ist die Tatsache, daß dieser Kontraktionsprozess fortschreitend alte Strukturen in Stadt und Land einschmilzt. Eine Angleichung der Lebens- und Verhaltensformen der Leitvorstellungen, der Konsum- und Freizeitgewohnheiten ist in vollem Gange. Die historisch bedingte Gliederung unserer Städte und Dörfer kann somit als überholt angesehen werden.«²⁵

Die Anpassung der räumlichen Strukturen an die Lebensbedürfnisse der Menschen bedeutete in der Konsequenz, in traditionelle Lebensräume einzugreifen und sie umzugestalten. Der von den Planern intendierte Einfluss eines derart gestalteten und strukturierten Raumes war eine langfristige Verhaltensanpassung des Menschen an die neu geformten und somit zeitgemäßen Bedingungen, die von der Raumforschung und deren Experten als Anstoß für »Lernprozesse«²⁶ verstanden wurde.

Treppen, Wege, Wasserläufe. Die Grünplanung der Ruhr-Universität

Elisabeth Szymczyk

Die großräumliche Lage des Campus der Ruhr-Universität bot vielfältige Gestaltungsmöglichkeiten für eine gärtnerische und landschaftliche Gestaltung. Während die Nord-Süd-Achse, also der Raum zwischen Musischem Zentrum, Bibliothek, Audimax und Mensa als Verkehrs- und Versammlungsfläche gekennzeichnet ist, wird die durch eine starke Hanglage charakterisierte Ost-West-Achse, insbesondere zwischen den Gebäuden der I- und der N-Reihe, durch den 1966 beauftragten Landschaftsarchitekten Georg Penker gartenkünstlerisch bearbeitet. Dieser Aufsatz knüpft an das Interview mit Georg Penker in diesem Band an. Im Folgenden sollen die konzeptionellen Zielsetzungen analysiert und kunsthistorisch eingeordnet werden.

Analyse der Konzeption. Die Einbindung in einen großräumigen Zusammenhang

Sich einzufügen in die bestehende Landschaft, die Eingriffe mit größter Sorgfalt und Schonung durchzuführen und auf ein Minimum zu beschränken, fand breiten Konsens unter den Landschaftsplanern der Nachkriegszeit. Diese Prämissen erwuchsen zunächst aus ökologischen Gründen. Am bekanntesten ist die Resolution des Landschaftsarchitekten und späteren Direktors des Instituts für Landschaftsplanung an der damaligen Tech-

1 Querforum Ost, Luftbildaufnahme von Süden, Foto 1974





2 Querforum Ost, Wasserbecken mit Insel, dreiseitig von Sitzstufen eingefasst, Foto 1973

nischen Hochschule Stuttgart, Walter Rossow (1910–1992), aus dem Jahr 1960: *Die Landschaft muss Gesetz werden. Äußerung des Deutschen Werkbundes zur großen Landzerstörung*. Ging es dabei zunächst um die Rettung der Umwelt, wurde der bestehenden Landschaft auch in ästhetischer Hinsicht eine Führungsrolle übertragen. Ihrer Gestalt sollte sich die spätere Bebauung und Freiraumgestaltung einfügen. Insofern war Georg Penkers Entwurfsgedanke, die vorhandene Landschaft mit ihrer Topographie durch das Bebauungsgebiet möglichst unverseht durchziehen zu lassen, folgerichtig und konsequent. Zu dieser Konsequenz gehörte dann auch, dass er sich gegen die im Interview erwähnte geplante Betonplatte wehrte, die sich über die beiden Querforen spannen sollte.

Die Bodenmodellierung in den Querforen

Wenn man sich bei aufmerksamem Durchschreiten des Geländes vergegenwärtigt, wie viele Nutzungsbereiche (Technikräume, Erschließungsstraße, Leitungsnetze etc.) sich in unterschiedlichen

Höhen in den Hang hineinschieben, dann muss man zunächst der ingenieurtechnischen Leistung Respekt zollen, die für die Bewältigung der Aufgabe erforderlich war. Georg Penker begnügte sich damit aber nicht; er bearbeitete die Topographie auch in künstlerischer Hinsicht. Das Ergebnis ist eine abwechslungsreiche und spannungsvolle Geländebewegung, die zwischen hoch aufragend, z. B. bei der Wasserfall-Szene des Ostforums, und sanft abfallend, z. B. im Forum West, pendelt. Seit Beginn des Landschaftsgartens in Deutschland haben die Landschaftsarchitekten der Bodenmodellierung als ästhetischem Mittel höchste Aufmerksamkeit gewidmet. Für die Zweite Moderne der Nachkriegszeit ist hier etwa Günther Grzimek (1915–1996) zu nennen. Er »hügelte« heftig in seinem 1972 fertiggestellten Olympia-Park in München und erreichte damit eine stark wirkende, lebhaftere Ausdrucksform, die es ihm ermöglichte auf weitere, im Unterhalt teure Schmuckgestaltung zu verzichten.

Landschaft durchzieht die Querforen

Im sogenannten Querforum Ost – zwischen den Gebäuden der I- und der N-Reihe – entwarf Penker eine landschaftliche Szene mit Quelle, Bachlauf, Wasserfall und See. Szenen dieses Aufbaus sind ein in der Malerei am Ende des 18. Jahrhunderts bevorzugtes, nach der Natur gezeichnetes Motiv, oft nach Vorbildern aus der Schweiz. So boten dem lange in Rom lebenden, aus Tirol stammenden Maler Joseph Anton Koch (1768 – 1839) die Berner Alpen, wo er sich 1793/94 aufhielt, prägende Natureindrücke, die er zeichnerisch mehrfach festhielt, dabei bevorzugte er insbesondere das Motiv des Wasserfalls. Zu nennen wäre etwa *Der Wasserfall bei Meiringen*.¹ Diese Motive der Malerei fanden Eingang in die Gartenkunst, wo sie besonders in der ersten Phase, der Empfindsamskeitsphase, in der Entwicklung des Landschaftsgartens anzutreffen sind. Dort stellte man sie künstlich her, wobei Wert auf »Natürlichkeit« gelegt wurde, wie beispielsweise beim 1792/93 gebauten Steinhöfer Wasserfall im Park von Wilhelms-

höhe bei Kassel; »ein breiter zerklüfteter Felsensturz in einem fast senkrechten Hang mitten im Wald.«² Der Gartentheoretiker Christian C. L. Hirschfeld (1742 – 1792) schreibt in seiner 1779 – 1785 erschienenen *Theorie der Gartenkunst*, dass Gegenden mit Felsen und Wasserfällen als »romantisch« bezeichnet werden könnten. Mit Blick auf sein Alpenerlebnis verdeutlicht Hirschfeld, dass Felsen und Wasserfälle »Verwunderung, Überraschung, angenehmes Staunen« hervorrufen und damit die »Wirkung des Romantischen auf den Menschen« ausüben.³ Auch Gustav Meyer widmet dem Wasserfall in seiner *Theorie der schönen Gartenkunst* aus dem Jahr 1860 ein eigenes Kapitel. In der weiteren gartenkünstlerischen Entwicklung blieb die Beliebtheit der Partie bestehen, allerdings musste die vorhandene »natürliche« Natur ihre Anlage glaubhaft erscheinen lassen. Letzteres finden wir zum Beispiel in dem von Georg Penker so geschätzten Stuttgarter Killesberg-Park aus dem Jahr 1939. Der Freiraumgestalter Hermann Mattern schuf dort einen Wasserfall, der sich über eine vorhandene hohe Felswand ergießt.

Die natürlichen Voraussetzungen für die Gebirgsbach- und Wasserfall-Szene waren in Bochum nicht in vollem Umfang ge-

3 Querforum Ost, Blick von Osten auf Wasserfall und Bachlauf, Foto 1972



geben, weil kein Wasser vorhanden war; es musste über Zuleitung erst herbeitransportiert werden. Da aber die umliegenden Hänge in der Gegend sehr wasserreich sind, kann die Präsenz von Bach und Wasserfall als natürlich empfunden werden. Dazu trägt die Topographie, der steile Hang, bei, der sich auf den Aufbau der Szene positiv auswirkt.

Im Interview sagt Penker, dass man »der architektonischen Großform der Universität, die durch ihre Größe und Masse so dominant über die Landschaft thront, [...] nur durch eine starke Gestaltung von außen beikommen bzw. dagegen halten« konnte.⁴ Die Gebirgsbach-Wasserfall-Szene hielt er offenbar für ein starkes, für ihn äußerst wichtiges »Gegen-Gestaltungselement«. Man darf daher annehmen, dass Georg Penker mit seiner Szene eine emotionale Wirkung intendierte.

Beim Querforum West, zwischen den Gebäuden der G-Reihe und der M-Reihe, beim, laut Penker, »romantischen Buchenwäldchen«,⁵ bleibt die Gestaltung naturnaher als im Osten: einfache Pfade aus Kleinpflaster, das sich nach außen im Gelände verliert, die stärker frequentierten Wege mit naturnahem wassergebundenem Belag und Sitzelementen aus Holz. Ein ruhiger Ort, ein Rückzugsort zum Durchatmen. Ein Ort zum Wohlfühlen. Penker wollte in erster Linie die Universität in die Landschaft einbinden, um »ihr den unübersehbaren Herrschaftsanspruch zu nehmen, diesen wenigstens zu mildern.«⁶ Er wählte Gestaltungselemente, die an Empfindung und Emotion appellieren und setzte dem architektonischen Herrschaftsanspruch gewissermaßen das Menschliche, Natürliche entgegen.

Gartenkünstlerische Tendenzen der 1960er Jahre

Georg Penker wurde 1925 geboren und gehörte damit zur ersten Generation von Gartengestaltern, die ihr Studium nach Kriegsende begannen. Der Lehrkörper der gerade wieder- oder neu gegründeten Studieneinrichtungen bestand aus Personen, die zum Teil schon in den späten zwanziger, bzw. Anfang der dreißiger Jahre ins Berufsleben kamen. Ihr fachliches Können, das sie einbrachten, beruhte auf dem Studium und den Erfahrungen aus dieser Zeit. Im Fachwissen war Pflanzenkunde das wichtigste Unterrichtsfach. Im Fach Entwerfen wurde überwiegend die von Karl Foerster (1874–1970) und Hermann Mattern (1902–1971) geprägte, malerisch-landschaftliche Entwurfsform mit dem Wechsel von Staudenbeeten und Rasen in weicher Bodenmodellierung gelehrt. Die Vermittlung von Materialkenntnis, sowohl der Pflanzen als auch der Bodenbeläge und Mauern, gehörte ebenfalls zu den Hauptfächern.

Waren die in der unmittelbaren Nachkriegszeit angewandten Gestaltungselemente noch Rückgriffe in die dreißiger Jahre, so entstanden Ende der 1950er Jahre neue, zeitgemäße Konzeptionen. Dabei wirkte der 1958 fertiggestellte Entwurf Walter Rossows für die Freiraumgestaltung der Weltausstellung in Brüssel, der in kongenialem Zusammenwirken mit den Architekten Egon Eiermann und Sepp Ruf, und mit der an japanische Vorbilder erinnernden Wasserkunst von Hans Kindermann entstand, wie ein

4 Querforum Ost, Blick von Westen auf Bachlauf und See, Foto 1971





5 Querforum Ost, Blick von Osten auf Wasserfall und Bachlauf, Foto ca. 1975

Paukenschlag in der langsam an Frische verlierenden Gartenkunst. Walter Rossow bereicherte das Spektrum der Konzeptionen durch einen klassisch-eleganten Stil, der sich mehr an der Architektur orientierte und Schmuckpflanzungen nur sparsam verwendete.

Ende der 50er Jahre war sowohl unter den Architekten als auch unter den Landschaftsplanern ein großes Interesse an japanischer Architektur und Landschaftsgestaltung festzustellen. Diese Phase dauerte ungefähr zehn Jahre. Leider ist dieses The-

ma – jedenfalls unter den Landschaftsarchitekten – noch gänzlich unerforscht. Die Bereitschaft, sich von japanischer Gartenkunst inspirieren zu lassen, findet man nicht nur bei Georg Penkers Entwürfen für die Innenhöfe der Ruhr-Universität. Der gleichaltrige Stuttgarter Landschaftsplaner Hans Luz gestaltete auf der Westseite der Mitte der sechziger Jahre errichteten Württembergischen Landesbibliothek eine »japanische Szene« mit gekrümmtem Bachlauf aus Kiesel, einer gewölbten Brücke und einem Zierkirschen-Baum mit mehrgliedrigem Stamm. Und

En passant. Kunst an transitorischen Orten

Dorothee Böhm

»Die Ruhr-Universität Bochum liegt – gemessen an den historischen Fixpunkten der ›Kunst am Bau‹-Debatten und an der langen Bauzeit der RUB (1962 – 1985) – am Scheidepunkt zweier Phasen. Die Konzeption der Universität und ihrer ›Kunst am Bau‹-Projekte ist in den 60er Jahren zu verzeitlichen, während die Ausführung der meisten und wichtigsten Projekte in die 70er Jahre fällt.«¹ Mit diesen Worten bringt Kai-Uwe Hemken in seinem 2003 für die Homepage der Ruhr-Universität Bochum verfassten Einführungstext über die Kunst auf dem Campus deren Entstehungsumstände auf den Punkt. Was zeichnet diese zwei Phasen aus, und wie wird deren Übergang in Konzeption und Umsetzung des Kunst-am-Bau-Programms der Ruhr-Universität sichtbar?

Primat der Architektur

Die Ergebnisse des Entwicklungsprozesses sind bis heute in den zwischen 1969 und 1978 installierten Werken ablesbar.² Über die zugrunde liegenden Ideen und Auswahlverfahren geben im Universitätsarchiv aufbewahrte Protokolle diverser Baubesprechungen oder Sitzungsmitschriften der Auswahlkommission Auskunft.³ So heißt es etwa im Protokoll einer die N-Gebäude betreffenden Baubesprechung vom 5. Juli 1967: »Die Architekten betonen, daß sie seit langer Zeit bemüht sind, an verschiedenen Objekten mit freischaffenden Künstlern zusammenzuarbeiten. Es soll erreicht werden, daß der künstlerische Beitrag mit dem Bau erwachsen kann und nicht später appliziert wird [...]«⁴ Die aus diesem Zitat sprechende Vorstellung über ein angemessenes Verhältnis von Kunst und Architektur bei der Errichtung der Ruhr-Universität ist zwischen der konservativen Haltung der 1960er und den Reformideen der 1970er Jahre angesiedelt. Hier zeichnet sich eine vorsichtige Abkehr vom für die Frühzeit des Programms »Kunst am Bau« nach 1945 üblichen Primat der Architektur ab, wie es sich auch noch zu Beginn der konkreten Überlegungen zu Kunst auf dem Bochumer Campus zeigte: Die Planungen fanden zunächst nur im Rahmen von Baubesprechungen statt und wurden überhaupt erst einige Jahre nach Baubeginn und offizieller Eröffnung zielgerichtet vorangetrieben. Und trotz der 1967 dokumentierten fortschrittlichen Ambitionen der Architekten zur frühzeitigen Beteiligung bildender Künstler verblieben Konzeptions- und Entscheidungshoheit zunächst weiter in der Hand der Bauverantwortlichen. Die Gründung einer Kommission unter Einbezug von Kunstexperten erfolgte erst 1970. Diese langjährige Dominanz der Bauplaner hatte ihre Wurzeln in der Geschichte von Kunst am Bau.⁵

Deren Anfänge als staatliche Aufgabe reichen in die Weimarer Republik zurück. Als regionale Sozialmaßnahme zur Bekämpfung der Arbeitslosigkeit von bildenden Künstlern wurde 1928 vom preußischen Staat eine erste Verordnung über baubezogene Kunst beschlossen. Ein Erlass des Reichsministers für Volksaufklärung und Propaganda, Joseph Goebbels, dem als Präsident der Reichskulturkammer auch die Kontrolle über alle offiziellen Aktivitäten bildender Künstler oblag, installierte dann 1934 Kunst am Bau als gesamtstaatliches Programm. Die Bestimmung hielt die Verwaltungen an, für einen prozentualen Anteil an den Baukosten staatlicher Gebäude Künstler und Kunsthandwerker mit Skulptur, Malerei und anderen Werkformen zu beauftragen. Goebbels richtete sich explizit gegen die Architektur der Moderne, die seiner Ansicht nach »nur zu häufig zu jener überspitzten, öden, so genannten ›neuen Sachlichkeit‹ führte«.⁶ Neben ihrer sozialen Ausrichtung erhob die nationalsozialistische Verordnung daher auch einen gemeinsamen programmatischen Anspruch an Kunst und Architektur, der de facto jedoch vielfach in die Ausstattung staatlicher Verwaltungsgebäude mit repräsentativen Hoheitsabzeichen mündete.

Kunst am Bau nach 1945

Nach der Zäsur des Zweiten Weltkriegs wurden Museen und Ausstellungsinstitutionen im Wesentlichen zwei Aufgaben zugeschrieben: Trotz bestehender Hindernisse wie etwa personeller Kontinuitäten sollten sowohl die vom NS-System als »entartet« verfemte Kunst der Moderne rehabilitiert als auch aktuelle Kunstströmungen vorgestellt und vermittelt werden. Während sich die deutsche Nachkriegs-Kunstwelt insgesamt also von der nationalsozialistischen Kunstideologie und der damit einhergehenden strategischen Indienstnahme der Künste distanzierte, entstand mit der Neuordnung der Kunst am Bau ab 1949/50 eine Ausnahme von dieser generellen Tendenz: Obwohl sie sich den Traditionen der Weimarer Republik und deren Verbriefung der Freiheit der Kunst verpflichten wollte, knüpfte die junge Bundesrepublik in der Formulierung ihrer Bestimmungen zur Kunst am Bau zunächst eher unkritisch an den nationalsozialistischen Erlass an – wenn auch ohne vergleichbare ideologische Aufladung oder gar Indoktrinationsabsicht.⁷ Ohne also explizit eine neue, an demokratischen Werten orientierte Programmatik für das Zusammenwirken von Kunst und Architektur zu entwickeln, verband sich mit den Kunst-am-Bau-Regelungen von Bund und Ländern anfangs erneut eine Politik, die vornehmlich der Arbeitsbeschaffung

für Künstler diente, und die darüber hinaus die bildende Kunst wieder der Oberhoheit der Architektur unterstellte. Und noch 1974 wurde in der nordrhein-westfälischen Kulturpolitik Kunst am Bau vor allem als Mittel zur Auflockerung und Belebung zeitgenössischer Architektur verstanden.⁸ Als Finanzierungsgrundlage dienten Baumittel, die Organisation oblag den Bauverwaltungen und die Künstler waren den verantwortlichen Architekten zugeordnet. Gelegentlich wurden Kunstkommissionen einbezogen, aber die Bauadministration behielt die Führung.

Kunst und Campus

Das Nachdenken über Kunst auf dem Campus der Ruhr-Universität Bochum nahm seinen Anfang also in einer Phase, die noch deutlich von einer Vorrangstellung der Architektur und anachronistischen Forderungen nach einer allgemeinverständlichen baubezogenen Kunst geprägt war. Und so überrascht es nicht, dass die konkreten Planungen zur Kunst für das bildungspolitische und architektonische Prestigeprojekt einer Volluniversität im Ruhrgebiet erst mit Verspätung erfolgten. Baubeginn für den vom Düsseldorfer Architekturbüro Hentrich, Petschnigg und Partner entworfenen ambitionierten Campuskomplex war 1964. Ein Kunst-am-Bau-Programm wurde jedoch erst ab 1967 entwickelt. Über die Standorte und die Auswahl der Künstler – es findet sich keine Frau darunter – entschieden zunächst die Architekten und Baubeauftragten, allerdings unter Beteiligung von Dr. Mathias Engels – Ministerialrat im nordrhein-westfälischen Kultusministerium, Referent für »Angelegenheiten der bildenden Kunst« und Initiator der landeseigenen Sammlung »Kunst aus NRW«. Die Bauverantwortlichen suchten Orte in den Gebäuden und auf dem Außengelände aus, deren Gestaltung an jeweils einen Künstler vergeben werden sollte. Geeignet erschienen ihnen: die Cafeteria der Mensa, das Hörsaalzentrum Ost, die Foyers vor den Hörsälen, die Gebäudeinnenhöfe, die Anlagen und Wege zwischen den Gebäuden, die zentrale PKW-Zufahrt (Universität Mitte) sowie die Versorgungskerne der Gebäude für die Naturwissenschaften.⁹ Prominentester Standort war der noch heute zentrale Forumplatz zwischen Bibliothek und Auditorium Maximum.

Auch ein Vergabeverfahren für die Gestaltungsaufgaben an den ausgewählten Orten musste erst entwickelt werden. 1968 war zunächst ein landesweiter Wettbewerb angedacht – juriert von Repräsentanten der Ministerien, Vertretern der Universität, bevorzugt aus der Kunstgeschichte, sowie wiederum den planenden Architekten und von ihnen auszuwählenden prominenten Künstlern. Ministerialrat Engels sprach sich jedoch dagegen aus, da er bei einer allgemeinen, noch dazu lokal beschränkten Ausschreibung mangelnde Qualität der eingehenden Vorschläge befürchtete.¹⁰

Engels intervenierte hier zurecht, denn eine Tendenz zur regionalen Beschränkung der Künstlerauswahl, die einem sozial mo-

tierten Förderbestreben geschuldet war, führte seinerzeit immer wieder zu unbefriedigenden Ergebnissen, auf Landes- wie auf Bundesebene.¹¹ Zudem begann erst langsam der Abschied von einer in den 1950er Jahren bevorzugten »[a]bstrahierte[n] Figuration mit einfacher Metaphorik und allgemein verständlichen Symbolen«. ¹² In den frühen Bundestagsdebatten zu Kunst am Bau wurden Ressentiments gegenüber zeitgenössischer Kunst deutlich, die auffällig an die Vorurteile nationalsozialistischer Politiker erinnern.¹³ Und noch in den 1960er Jahren hielten die Entscheidungsgremien für Kunst am Bau – entgegen der allgemeinen künstlerischen Entwicklung – an Altbewährtem fest. Zeitgenössische Richtungen, wie Minimal und Pop Art, Fluxus oder Konzeptkunst fanden kaum Berücksichtigung. Allerdings führte diese konservative Herangehensweise zu einer breiten Akzeptanz von Kunst am Bau in der Öffentlichkeit: »In erster Linie, weil innerhalb der Spannbreite von Tierplastik im Wohnumfeld und konstruktivistischem Objekt vor öffentlichem Großbau wenig in Erscheinung trat, was über den zwei Jahrzehnte währenden Nachhilfeunterricht in »klassischer Moderne« hinausgegangen wäre.«¹⁴ Die Diskrepanz zwischen der zeitgenössischen Kunst, die in internationalen Ausstellungen ein sich erweiterndes Feld eroberte,¹⁵ und den oft harmlosen, im Bauzusammenhang realisierten Werken wuchs. Und so wurde »[m]it der diffusen Unterscheidung zwischen avantgardistischer, zweckfreier, unverständlicher Kunst auf der einen und konkreten, volksnahen Aufgaben auf der anderen Seite [...] hier bereits in der Begründung der Kunst am Bau eine Haltung und Definition der baubezogenen Kunst vorgegeben, die ihr lange als negatives Klischee anhaften wird.«¹⁶

Um diesem Mittelmaß zu entgehen und ein dem Bochumer Prestigebau adäquates Niveau auch für die Kunst auf dem Campus zu sichern, regte Mathias Engels statt eines Wettbewerbs an, Vorschläge von Fachleuten einzuholen.¹⁷ Wer zu diesen Fachleuten zählen sollte, ist den Protokollen im Universitätsarchiv nicht zu entnehmen. Dokumentiert ist jedoch, dass sich offenbar wiederum der Baustab zur Auswahl berufen sah und bis 1969 eine Namensliste mit frei zu beauftragenden Künstler erstellte – also noch vor Gründung der Fachkommission.¹⁸

Diese Gutachterkommission trat erstmals 1970 zusammen. Neben Vertretern des Architekturbüros und des Staatlichen Hochbauamtes, gehörten ihr auch der Sonderbevollmächtigte für den Bau der Ruhr-Universität Bochum aus dem Finanzministerium, Ministerialdirigent Dr. Hallauer, sowie weiterhin Ministerialrat Dr. Engels an. Die Universität wurde durch Prof. Dr. Max Imdahl, Gründungsordinarius des Kunstgeschichtlichen Instituts, vertreten, und auf Vorschlag des Kultusministers wurde das Gremium durch zwei neutrale Experten erweitert: Prof. Eduard Trier, Rektor der Kunstakademie Düsseldorf, und Dr. Peter Leo, Direktor der Kunstgalerie der Stadt Bochum.¹⁹ Dieser Sachverständigenrat stieg also erst recht spät in die Planungen ein und nahm keine

wesentliche Änderung oder gar Neuausrichtung des Konzepts für Kunst an der Ruhr-Universität vor, das sich aus den vorangegangenen Diskussionen der Bauverantwortlichen entwickelt hatte. Es lässt sich als Fokussierung auf hochkarätige Kunst an transitorischen Orten charakterisieren.

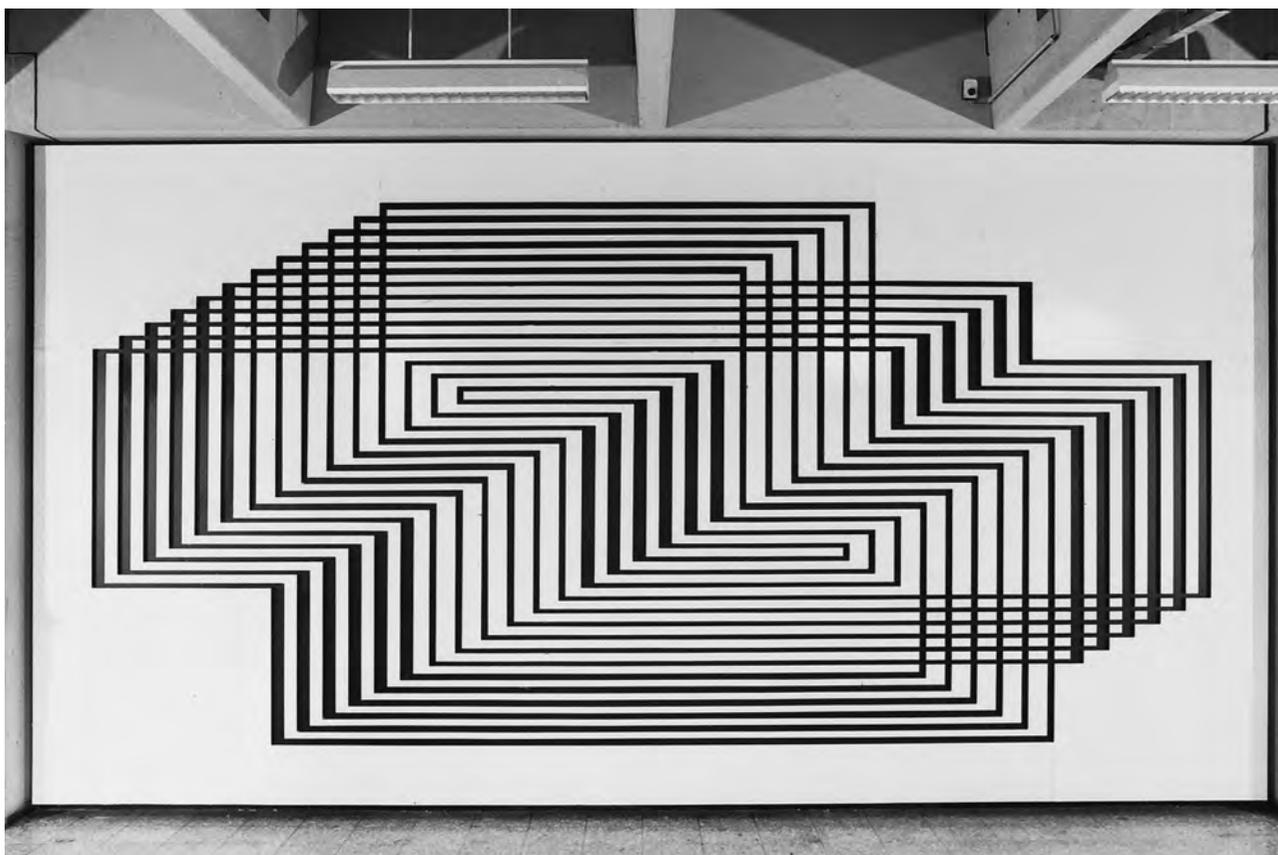
Kunst en passant

Zeitgenössische Kunst am Bau im Universitätskontext hatte an der Hochschule St. Gallen einen Vorläufer, der als exemplarisch gilt – wenngleich er in der Schweiz unter völlig anderen Voraussetzungen entstanden ist.²⁰ Der von den Architekten Walter Förderer, Georg Otto und Hans Zwimpfer konzipierte Sichtbetonkomplex wurde 1963 eröffnet. Anders als in Bochum wurden die Künstler in St. Gallen sehr früh in die Planungen mit einbezogen. Bereits kurz nach dem Architekturwettbewerb wurde auf Anregung des Rektors eine Kunstkommission gegründet, die insbesondere durch ihren Vorsitzenden, Prof. Eduard Naegeli, über beste Beziehungen zu Schweizer und internationalen Künstlern verfügte. Die Kommission entwickelte ihr Programm in sechs Jahren, auch hier nicht ohne Widerstände von Verfechtern einer konservativen Kunstauffassung.²¹ Ein Großteil der Werke wurde für

den Ort geschaffen, und es entstand ein präzise aufeinander abgestimmtes Zusammenspiel von Kunst und Architektur, in dem die überwiegend von organischen Formen geprägte Kunst als Kontrast zu den geometrischen Baukörpern fungiert. Die Kunstwerke fangen den Blick, besetzen Nischen oder markieren Übergänge zwischen Innen- und Außenraum. So etwa eine *Stehende* (1960) von Alberto Giacometti, die auf einem Betonpodest in ein Nebentreppenhaus der Bibliothek integriert wurde und von einem Oberlicht überfangen wird.²² Das Anliegen der St. Galler Kunstkommission war es, die Kunst nicht zum schmückenden Beiwerk der Architektur zu degradieren, sondern beide gleichberechtigt in einen spannungsvollen Dialog treten zu lassen.²³

Wie das eingangs zitierte Protokoll dokumentiert, war auch den Bochumer Architekten daran gelegen, Baukörper und Kunst parallel zueinander entstehen zu lassen. Die Praxis sah jedoch anders aus: Die Arbeiten wurden größtenteils in die fertigen Bauten installiert, gelegentlich auch ohne Ortskenntnis der Künstler – wie etwa im Fall der Kunststoff-Relieftafeln in den Foyers des Hörsaaltrakts der G-Gebäude, zu deren Realisierung Grafiken von Josef Albers an die Bochumer Wandflächen adaptiert wurden (Abb. 1).²⁴ Anders als ursprünglich gewünscht wurde die Kunst also vielfach nachträglich appliziert. Dennoch geht sie mit weni-

1 Josef Albers: *Ascension (Graphic Tectonic)*, 1972, Resopal auf Holz, 400 x 700 cm, Hörsaaltrakt der G-Gebäude, Foto 2007





2 Hanns Holtwiesche: *Evolution*, 1969, Beton, mehrteilig, Innenhof von Gebäude NA, Foto 1969/70

gen Ausnahmen eine enge Symbiose mit der Architektur ein, sind die Werke doch als Elemente der Wand- oder Fensterflächen in die Gebäude integriert (Abb. 6 – 8).

Eine der Ausnahmen bildet die früheste Arbeit auf dem Campus, eine Betonplastik von Hanns Holtwiesche (*Evolution*, 1969) in einem der Gebäudeinnenhöfe, die durch Material und Form zwischen der Grünanlage, an deren Rand sie platziert ist, und der umgebenden Architektur vermittelt (Abb. 2). Ein Sonderfall ist auch *Tor*

3 Friedrich Gräsel: *Tor und Doppelwinkel*, 1972, Eternit, Grünanlage zwischen Gebäude GA und Forumsplatz, Foto 2007



und *Doppelwinkel* des Bochumer Bildhauers Friedrich Gräsel. Die zweiteilige Eternitskulptur war einer der deutschen Beiträge zur Venedig Biennale 1972 und wurde der Universität danach zum Kauf angeboten (Abb. 3). Durch die Schenkung der Kunstsammlung von Albert Schulze Vellinghausen an die RUB fanden weitere Einzelkulpturen ihren Aufstellungsort in unmittelbarer Nähe des Bibliotheksgebäudes, wo das Campusmuseum eingerichtet wurde.²⁵ Die Installation dieser Skulpturen war jedoch eine Neuerung im Zuge der Schenkung Schulze Vellinghausens, denn die ursprünglichen Planungen hatten für den zentralen Forumsplatz anderes vorgesehen: Im Unterschied zu St. Gallen, wo in der Bibliothek als »Kopf«²⁶ des Hochschulkomplexes mehrere Werke realisiert wurden, findet sich im großen Auditorium, dem ideellen und architektonischen Zentrum der Ruhr-Universität, keine Kunst.

Größte Bedeutung wurde von der Bochumer Kommission jedoch der künstlerischen Akzentuierung des Platzes zwischen Audimax und Bibliothek, dem Herzstück und Hauptverteiler des RUB-Campus, zugemessen. Entsprechend lang und kontrovers wurde darüber beraten. Unter allgemeiner Zustimmung wurde die Realisierung eines Entwurfs von Erich Reusch beschlossen – ein in den Platz eingelassenes *Wasserrelief* (1973 – 75), das nicht nur einen Parkhauszugang ästhetisch integriert, sondern das Plattenraster des Forums aufgreift und in eine abgestufte Vertiefung überführt (vgl. Interview mit Wolfgang Pehnt, Abb. 2). In den Zwischenräumen der Platten floss anfangs Wasser – leider nur für kurze Zeit. Die vom Künstler als Verbindung von visueller mit akustischer und haptischer Wahrnehmung intendierte Gesamtwirkung ist damit heute nur noch schwer nachvollziehbar. Erich Reuschs architektonische Wasserskulptur, die wie kein anderes Kunstwerk auf dem Bochumer Campus eine komplexe Wechselwirkung mit der baulichen Umgebung einging, sollte am südwestlichen Ende des Forumsplatzes eine große Metallskulptur als Pendant erhalten (Abb. 4).

4 Modell mit Entwurf für die Gestaltung des Forumsplatzes, 1969





Hentrich, Petschnigg und Partner: Audimax, Foto 2015

»Zyklopische Spätmoderne«.

Das Audimax

Elmar Kossel

Als der junge Architekt Erich Mendelsohn während seiner Italienreise im Herbst 1911 vor dem Florentiner Palazzo Pitti angesichts der riesigen und nur grob behauenen Steinquader von einer »zyklopischen« Fassade sprach, die ihm gleichsam von Giganten errichtet zu sein schien, so sind dies Assoziationen, die dem heutigen Besucher auch angesichts des Auditorium Maximum der Ruhr-Universität Bochum von Hentrich-Petschnigg & Partner (HPP) in den Sinn kommen könnten (Abb. 1).¹

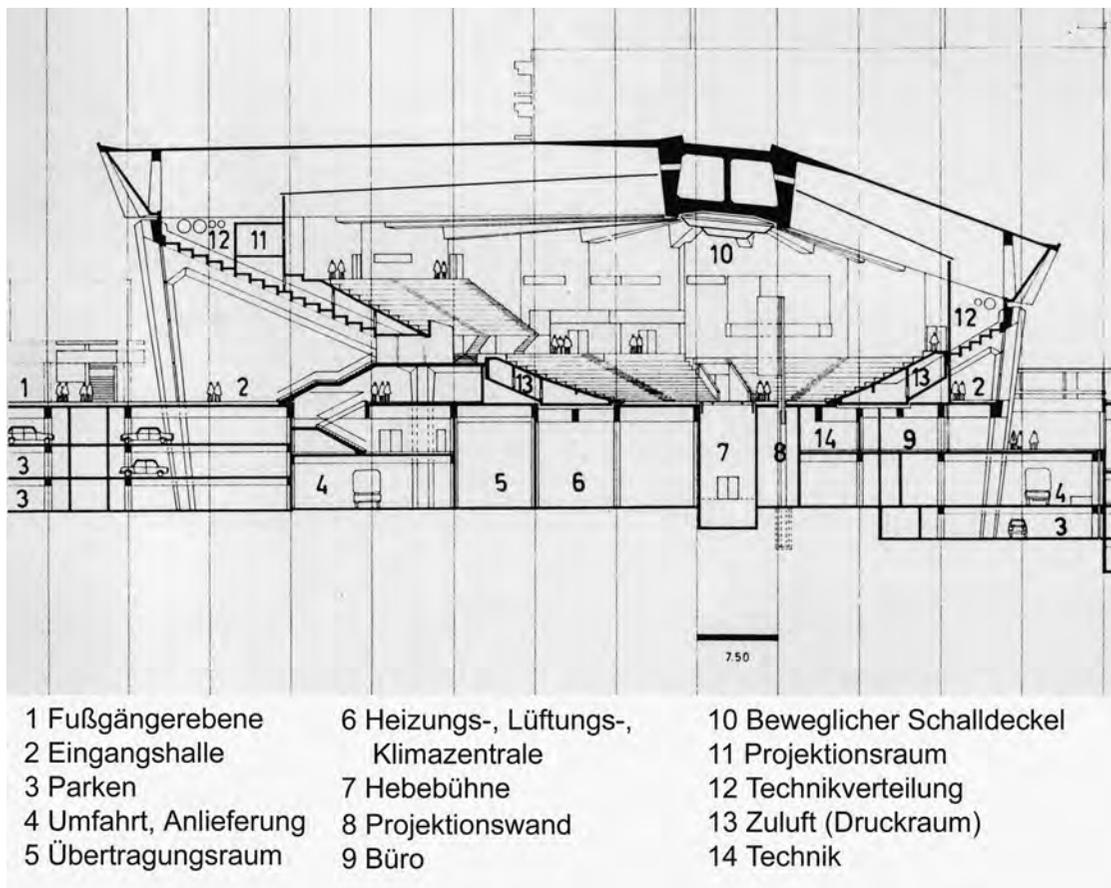
Gegenüber der Universitätsbibliothek am Südrand des zentralen Forums gelegen, erhebt sich als Mittelpunkt des Campus die monumentale Großform des Audimax mit seinem charakteristisch nach Süden geneigten Dachverlauf und dem bekrönenden radial gegliederten Falwerk (Abb. 2). Die zweiundzwanzig mächtigen Stützelemente des Zentralbaus aus Stahlbeton neigen sich leicht nach außen und weisen lediglich eine polygonale Brechung auf, die das massive Volumen der Stützen ansatzweise gliedert (Abb. 3). Die horizontalen Verbindungselemente, die einen umlaufenden Auflagering für die schräge Dachkonstruktion bilden, schwingen zwischen den Stützen jeweils konkav ein und bilden – winkelig gebrochen und mittig verstärkt – den Rahmen für die gebäudehohen Glasfassaden (Abb. 4). Die Tatsache, dass die horizontalen Elemente in der Mitte breiter ausgeführt wurden, bewirkt, dass sie optisch durchzuhängen scheinen, was die Massigkeit, ja fast Schwerfälligkeit des Gebäudes noch zusätzlich betont. Das in Stahlfachwerk ausgeführte Falwerk ist durch eine breite Schattenfuge von der Betonkonstruktion abgesetzt und mit unterschiedlich verarbeiteten bzw. gestrichenen Metallblechen verkleidet. Der Mittelpunkt des Daches

wurde analog zum Hauptsaal aus der Mitte des Gebäudes deutlich nach Süden versetzt, wodurch sich bei den Übergängen von der Dachkonstruktion zur Betonstruktur zahlreiche Asymmetrien und Verschiebungen ergeben (Abb. 5).

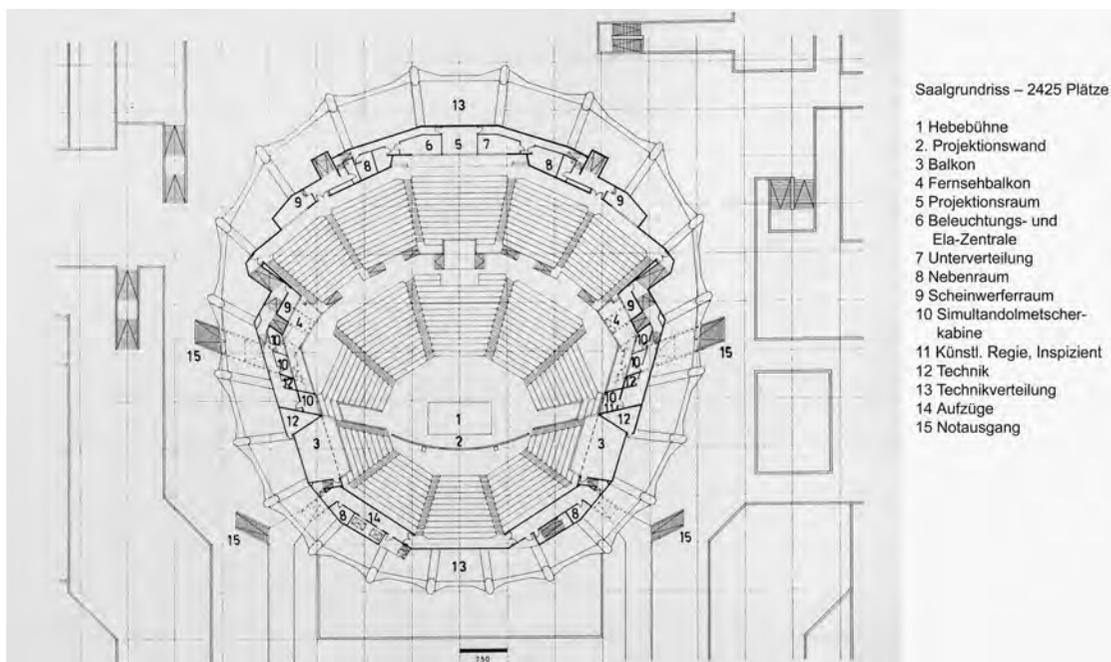
Durch den runden Grundriss, die Transparenz der hohen Glasfassaden sowie die expressive Dachbekrönung unterscheidet sich der Baukörper deutlich von den übrigen Bauten der Universität, die ansonsten alle weitgehend an einem orthogonalen Raster ausgerichtet sind. Das Audimax sollte als eine Art »Stadtkrone« den Mittelpunkt der Campusuniversität bilden. Das Architekturbüro Hentrich-Petschnigg & Partner (HPP) entwarf mit diesem kolossalen Rundbau bewusst ein Gebäude, das sich von dem als zu streng empfundenen Charakter der Gesamtplanung absetzen und einen zentralen Ort der Sammlung bilden sollte.² Tatsächlich öffnet sich die transparente Architektur allseitig und zieht den Besucher durch das leicht abschüssige Bodenniveau ins Innere. Das Kopfsteinpflaster des Forums wird dabei ohne Unterbrechung in das umlaufende Foyer des Audimax hineingeführt, so dass damit sowohl der Bezug zum Umraum verstärkt als auch der Anspruch als Versammlungsort unterstrichen wird. Im Inneren des Foyers dominieren die mächtigen diagonal geneigten Stützkonstruktionen, auf denen die Sitzreihen des Saals aufliegen, sowie die eingehängten Stahltreppen, die in der enormen Raumhöhe fast filigran wirken (Abb. 6). Zudem setzen die blauen Lamellen an der Decke einen dezenten farbigen Akzent. Der Hauptsaal im Inneren hat die Form eines Amphitheaters, dessen Ränge um das leicht aus der Mitte gerückte Podium gruppiert sind (Abb. 7). Der graue Teppich, die orangefarbene Bestuhlung und das helle Holz furnier der Wände geben dem klar gegliederten Saal eine festliche Note. Über dem Podium schwebt ein ellipsenförmiges Dachelement, in das die Beleuchtungskörper integriert wurden und in dem die dunkelbraun verkleideten Stahlträger der Dachkonstruktion sternförmig zusammenlaufen. Neben dem großen Saal, der Platz für zweitausend Besucher bietet, stehen im oberen Rang an der Nordseite insgesamt drei weitere Säle zur Verfügung, die unterschiedlich dimensioniert und mit festen oder zum Teil auch flexiblen Trennwänden abgeteilt sind. Bei Bedarf können somit einige dieser kleineren Säle dem Hauptsaal zugeschaltet werden. Die Orgel an der Südwand des großen Saales ist ein für den universitären Kontext sehr ungewöhnliches Element und gibt damit die erweiterte Nutzung des Audimax vor allem als Konzert-, aber auch Kongresssaal zu erkennen.

1 Auditorium Maximum, Gesamtansicht kurz nach der Fertigstellung, Foto Ende der 1970er Jahre





2 Auditorium Maximum, Schnitt, 1970



3 Auditorium Maximum, Grundriss, um 1969



4 Auditorium Maximum, Richtfest des Rohbaus mit dem Stahlfachwerk, Foto 1974



6 Auditorium Maximum, Detail des Foyers mit den eingehängten Treppen, Foto um 1981



5 Auditorium Maximum, Detail der Fassade, Foto 2014

Vom Ei über Birne und Muschel zum gerichteten Zentralbau

Das Baugeschehen an der Ruhr-Universität Bochum konzentrierte sich anfangs verstärkt auf den Ausbau der Institutsgebäude, um den Lehr- und Forschungsbetrieb möglichst zügig aufnehmen zu können, sodass der konkreten Gestaltung des Forums und damit auch des Auditorium Maximum zunächst recht wenig Auf-

merksamkeit gewidmet wurde.³ Spätestens jedoch ab 1966 geriet Bewegung in die Planungen für das Audimax. Dabei spielten die Architekten Thoma und Thurn des Büros HPP eine Reihe von formalen Lösungen durch, die über das Planmaterial, die Modellphotographien und die Bauakten aus den 1960er Jahren gut dokumentiert sind.⁴ Diese Lösungsversuche können jedoch vor allem in der Frühphase noch nicht als endgültige Entwurfsvarianten angesehen werden, sondern dienten hier mehr als Platzhalter im Modell. Die funktionalen Anforderungen an das Auditorium Maximum waren zu Beginn rein auf den universitären Betrieb ausgerichtet. Der Saal sollte Raum für verschiedene akademische Feiern wie Einführungen der Erstsemester und Verleihungen der Doktorwürde bieten sowie darüber hinaus auch für große Konferenzen genutzt werden können. Ein Saal in Form einer »Aula« mit ebenem Fußboden und umlaufender Galerie erschien den Architekten dafür als angemessene Lösung. Eine traditionelle Sitzanordnung hätte dabei eine Tribüne für den Lehrkörper mit 600 Plätzen gegenüber dem Auditorium mit 1800 Plätzen für die Studenten erforderlich gemacht.⁵ Die ersten ausdrücklich als »Versuchsentwürfe« bezeichneten Varianten beinhalteten einen geschlossenen Saal in Ei- beziehungsweise Birnenform, der innerhalb einer Gebäudehülle auf annähernd quadratischem Grundriss untergebracht werden sollte. Die Dachform variiert dabei von einem einfachen Flachdach bis hin zu einem Pultdach, das von großen parallel geführten Bindern getragen wird, wie etwa die Modellvarianten von 1963 und 1965 belegen (Abb. 8).⁶ Da diese Vorschläge jedoch weder akustisch günstige Bedingungen noch allen Zuschauern gute Sichtverhältnisse geboten hätten, wurden sie rasch wieder verworfen.⁷ Als nächster Schritt wurde ein Saal in Muschelform erarbeitet, der »sowohl befriedigende Sichtverbindungen als auch eine geschlossene Raumwirkung bei Aula-Nutzung« bieten sollte.⁸ Außerdem war städtebaulich eine stärkere Loslösung vom Raster und eine dynamischere Formgebung gewünscht.⁹

Abstracts der Buchbeiträge (deutsch)

Universitätsstandort im Parteienstreit. Aspekte zur Gründungsgeschichte der Universität Bochum

Jörg Lorenz

Ausgehend von der Lage der akademischen (Aus-)Bildung im Nachkriegsdeutschland und den ersten Empfehlungen des Wissenschaftsrates, die dem starken Anstieg der Anzahl der Studierenden Rechnung zu tragen suchten, werden die Etappen zur Errichtung der ersten Universität in der Bundesrepublik Deutschland, der heutigen Ruhr-Universität Bochum, skizziert. Fragen der Konzeption schienen dabei lange Zeit eine untergeordnete Rolle zu spielen. Vielmehr rückte die Standortfrage in den Mittelpunkt der öffentlichen Auseinandersetzung, die in einem »Städtekampf« – Dortmund oder Bochum – mündete und die die Regierung zwang, ihre Entscheidung für den Standort Bochum einem Landtagsbeschluss zu unterwerfen. Der Aufbau der Universität Bochum vollzog sich dann ab 1963 auf Grundlage der Empfehlungen eines Beratenden Gründungsausschusses. Eröffnet wurde sie am 30. Juni 1965 – freilich ohne dass es einen förmlichen Gründungsakt gegeben hätte.

Universität als Steuerungsinstrument. Die Ruhr-Universität zwischen Gesellschaftspolitik, Hochschul- und Landesplanung

Timo J. Celebi

Die Errichtung der Ruhr-Universität-Bochum (RUB) markiert für den Hochschulbereich in den 1960er Jahren den Beginn einer Phase intensiver Planungsexperimente. Neben Politikern und Hochschulreformern beeinflussten besonders beteiligte Landesplaner und Architekten mit ihren Methoden und spezifischen Perspektiven auf die Gegenwart das Bochumer Hochschulkonzept. Schlaglichtartig wird der Frage nachgegangen, welchen Einfluss die Gegenwartswahrnehmung und Methoden dieser Planer auf die Gestalt der RUB hatten und welche Wechselwirkung diese Denkweisen mit dem Universitäts- und Wissenschaftsbild in den 1960ern eingingen. Dabei zeigt sich, dass das Bild einer modernen Hochschule des 20. Jahrhunderts im Planungsprozess durch Vorstellungen von (wirtschaftlicher) Effizienz und Rationalität geprägt wurde. Die Hochschule zeichnete sich zunehmend durch die Verbindung von politischen und hochschulpolitischen Zielsetzungen als modellhaftes Infrastrukturprojekt mit gesellschaftspolitischen

Steuerungsfunktionen aus, mit dem die Beteiligten hofften, langfristig das Ruhrgebiet modernisieren zu können.

Wo Wege sich kreuzen. Die räumliche Logik des Bochumer Campus

Cornelia Jöchner

Der Campus der Ruhr-Universität Bochum war als große künstliche Anlage außerhalb der Stadt geplant, um ihn damit gleichzeitig in die Raumordnung des jungen Bundeslandes Nordrhein-Westfalen einzubinden. Ausdruck davon ist nicht nur die ins Lottental gerichtete, hochaufragende Architektur, sondern auch das zentrale Parkhaus, das unterirdisch in die Mittelachse der Universitätsanlage eingebaut wurde und als Teil der Selbstdarstellung der neuen Hochschule zu verstehen ist. Sein »Parkdeck« bildet den alles erschließenden Fußgängerweg, der im Forumsplatz seinen Mittelpunkt findet. Dessen Gestaltung knüpft nicht nur an die Urbanistik der Nachkriegszeit an, sondern setzt darüber hinaus die Programmatik der neuen Universität um, die Disziplinen miteinander zu verflechten. In diesem Sinn ist auch die Anordnung der Institutsbauten in Gruppen zu verstehen, deren geplante Verknüpfung mit einem Hörsaalzentrum nur zum Teil verwirklicht wurde. Die Raumordnung des Landes und die der Universität verbinden sich bei der RUB zu einem Komplex, der als *ein* Bauwerk verstanden wurde.

Konstruktivismus in Architektur, Politik und Wissenschaft

Dietrich Erben

Im vorliegenden Aufsatz wird auf der methodischen Basis der neueren, primär institutionengeschichtlich ausgerichteten Universitätsgeschichte nach den die Planung der Ruhr-Universität bestimmenden Wissenschafts- und Wissenskonzeptionen sowie nach den Möglichkeiten einer Verstetigung dieser Wissensprozesse in den baulichen Infrastrukturen gefragt. Ausgehend von dem in den Strukturplanungen programmatisch formulierten Konzept der »Verflechtung« lässt sich die Herstellung von wissenschaftlicher Kommunikation als die zentrale Programmvorgabe für die Gesamtplanung des Campus verstehen. Sie stellt sich ihrerseits als Bestandteil einer ausgesprochen konstruktivistisch gedachten Wissenskonzeption dar. »Konstruktivismus« umschreibt die Haltung einer optimistisch gestimmten Planungsrationaltät, die sowohl den Politik- als auch den Wissenschaftsstil

der 1960er Jahre prägte und sich auch in einer seinerzeit explizit greifbaren »konstruktivistischen« Architekturauffassung niederschlug. Eine solche Wissenskonzeption geht von der grundsätzlichen »Konstruktion« aller Erkenntnis und aller Ergebnisse aus und findet, so die These des Aufsatzes, in den architektonischen Grundgegebenheiten von Materialität, Raum und symbolischer Repräsentation bei den Gebäuden der Ruhr-Universität ihre konkrete funktionale und visuelle Umsetzung.

Universitas durch Dichte. Der Ideenwettbewerb zur Ruhr-Universität 1962/63

Alexandra Apfelbaum und Frank Schmitz

Der Beitrag untersucht den 1962/63 durchgeführten Ideenwettbewerb für den Bau der Ruhr-Universität anhand einer Auswahl der insgesamt 86 eingereichten Entwürfe. Dabei wird die Bandbreite der heterogenen städtebaulichen Positionen deutlich, die von teils international renommierten Architekten wie Arne Jacobsen und Walter Gropius eingenommen wurden. Die eingereichten Konzepte umfassten sowohl durchgrünte Anlagen mit weiträumig über das große Planungsgebiet verteilten Bauten als auch hochverdichtete Konzepte, wie sie schließlich zur Ausführung kamen. Der Wettbewerb fiel in eine Zeit intensiver bildungspolitischer Debatten und markiert den Anfang einer europaweiten Welle von Hochschul-Neugründungen, mit Schwerpunkten in Großbritannien und der Bundesrepublik. Die für Bochum eingereichten Entwürfe müssen daher als Versuch interpretiert werden, eine gültige Form für die Bauaufgabe »Universität« in einer demokratischen Gesellschaft zu finden, die den spezifischen wirtschaftlichen, technischen und bevölkerungspolitischen Bedingungen der sechziger Jahre Rechnung trug.

Nachkriegsarchitektur neu bewertet. Das Beispiel Ruhr-Universität

Kerstin Wittmann-Englert

Ziel dieses Beitrags ist die kunsthistorische Einordnung des Bauensembles. Denn historisch ist die Ruhr-Universität zweifellos, da die Nachkriegszeit nach zeitgeschichtlichem Verständnis eine mit der Wiedervereinigung abgeschlossene Epoche darstellt. Sowohl die städtebauliche Situation und Grundrissform dieser Anlage, Konstruktion und Materialität der Gebäude als auch ihre stilistische Besonderheit werden erörtert – und dies im Sinne einer Einordnung unter Bezugnahme auf nationale und internationale Vergleichsobjekte.

Die Neubewertung der 1960er Jahre-Architektur beschreibt eine aktuelle Tendenz in Wissenschaft und Denkmalpflege glei-

chermaßen. Im Bewusstsein des hohen Grades an Authentizität und Integrität sowie der politischen Implikationen nachkriegszeitlicher Architektur erkennt man den hohen Zeugniswert dieses noch jungen architektonischen Erbes an. Hier konkret angesprochen ist die Massenuniversität als Antwort auf bildungspolitische Forderungen und die Neuformulierung der bestehenden Bauaufgabe »Universität«.

Die Universitäten im Ruhrgebiet. Hochschulbau zwischen Reform- und Massenuniversität

Sonja Hnilica und Markus Jäger

Mit dem Niedergang der Montanindustrie setzte Ende der 1950er Jahre der Strukturwandel im Ruhrgebiet ein. Ein wichtiger Schritt vom Produktions- zum Forschungsstandort waren die neu gegründeten Hochschulen in Bochum (1962), Dortmund (1968), Essen (1972) und Duisburg (1972), die mit ihren Bauten zu markanten Symbolen des Wandels wurden. In ihnen manifestiert sich exemplarisch die gebaute Bildungsoffensive der bundesdeutschen Nachkriegszeit. Die als komplexe »Großbetriebe« vorgestellten Institutionen sollten nach innen optimiert werden. Aus diesem Grund sind alle Hochschulkomplexe als Großstrukturen entstanden.

Oberste Prämisse beim Bau der neuen Hochschulen war es, in möglichst kurzer Zeit möglichst viel Raum kostengünstig zu produzieren. Dies schien nur auf dem Wege der Typisierung und Standardisierung möglich. Nach der Ruhr-Universität Bochum, die als zeichenhafte »Bildungsmaschine« in Modulbauweise errichtet wurde, entwickelte das Land Nordrhein-Westfalen ein eigenes Hochschulbausystem, das in Dortmund erprobt und außerdem in Essen angewendet wurde. Die zuletzt errichtete Gesamthochschule Duisburg markiert bereits eine deutliche Abkehr von der Ideologie der Typisierung und Systematisierung.

Hochschulkonzepte und Campusarchitekturen in den USA

Anna Minta

Deutsche Politiker, Pädagogen und Planer nehmen nach dem Zweiten Weltkrieg eine ambivalente Haltung gegenüber den USA und ihrer Bildungslandschaft ein. Steht auf der einen Seite die Faszination über die gewaltigen Förderungsmaßnahmen und das programmatische Bekenntnis zur Demokratisierung von Bildung, das sich in zahlreichen Bauprojekten und Campus-Anlagen niederschlägt, so herrscht auf der anderen Seite Misstrauen gegenüber der Qualität von Wissenschaft und Forschung. Der

Beitrag will mit dem Blick auf einzelne US-Campus-Projekte und Universitätsbauten sowie die entsprechenden bildungspolitischen Debatten der 1960er Jahre aufzeigen, welche Aspekte des amerikanischen Hochschulwesens im Nachkriegsdeutschland rezipiert wurden.

Bochum und die englischen Sieben

Stefan Muthesius

Weltweit teilten die »neuen Universitäten« der 1960er Jahre scheinbar nicht nur denselben wissenschaftlichen und pädagogischen Geist, sondern auch die Entschlossenheit, moderne, kühne Architekturen zu verfechten. In England wurden für die Universitäten, die zu den sogenannten »English Seven« gehören, sehr ehrgeizige aber auch sehr unterschiedliche Entwürfe entwickelt: Zwei davon (Kent und York) kehrten zum Muster der alt ehrwürdigen Hochschule zurück; andere (zuerst Sussex, dann auch Warwick und Essex) lehnten diese Form entschieden ab; noch weitere (East Anglia und Lancaster) kombinierten Elemente der Hochschule mit einer verflochtenen Campus-Gestaltung, die auch die neuesten städtebaulichen Impulse aufnahm. Die grundsätzlichen architektonischen Entscheidungen für die englischen Sieben wurden hauptsächlich in den Jahren 1962/63 getroffen, d. h. in der Zeit, als die Teilnehmer des Bochumer Ideenwettbewerbs ihre Konzepte entwickelten. Man könnte sogar vermuten, dass die englischen Sieben auf Grundlage der Ideenfindung für die Ruhr-Universität gebaut wurden. Der neu angelegte Campus in Bochum wiederum stellte in vielerlei Hinsicht eine Fortsetzung der früheren Hochschulanlagen dar. Obwohl er vor allem einem aus den USA abgeleiteten Rationalismus entsprach, bediente er sich gleichzeitig eines leistungsstarken, modernistischen Ansatzes.

»... zu schützen, zu pflegen,
sinnvoll zu nutzen«.

Das Baudenkmal Ruhr-Universität

Hans H. Hanke

Die Ruhr-Universität Bochum ist ein Baudenkmal. Sie ist die erste Neugründung einer Universität in der Bundesrepublik Deutschland und die erste Universität des Ruhrgebietes. Der Campus, seine Bauten und die umgebende Gartenlandschaft waren national, aber auch international auf der Höhe der Zeit. Dem Denkmalwert liegt ein entsprechend fachlich begründeter Kriterienkatalog zugrunde. Erste Baumaßnahmen aus einem umfassenden Sanierungskonzept konnten auf dieser Basis denkmalgerecht abgeschlossen werden.

Wie soll die Ruhr-Universität in Zukunft aussehen? Eine Architekturkritik

Till Briegleb

Die Ruhr-Universität Bochum durchläuft seit 2005 einen Prozess städtebaulicher Neuorientierung. In den ersten vierzig Jahren seit der Eröffnung 1965 wurde der Campus nach Bedarf mit Gebäuden erweitert, sodass die strenge Grundform des Urmodells von Henrich + Petschnigg mittlerweile einer durchaus wilden Collage der Stile und Kubaturen gewichen ist. Mit einem Ideenwettbewerb 2009/2010 suchte die Universität Vorschläge für eine zeitgemäße Struktur, die das schwierige Image der RUB als Beton-Trabant mit einem Gegenbild neuer Offenheit, Funktionalität und Aufenthaltsqualität beseitigen möge. Der Artikel diskutiert diese Vorschläge sowie die baulichen Maßnahmen und architektonischen Entscheidungen, die im Zuge der groß angelegten Sanierungsaufgaben an der alten Bausubstanz erfolgt sind. Im Kern der Konflikte und Chancen dieses Prozesses steht die Frage nach dem Denkmalwert der existierenden Gebäude sowie dem adäquaten Umgang mit der Architektur der sechziger bis achtziger Jahre.

Beton im Hochschulbau

Klaus Jan Philipp

Der Beitrag stellt die Frage, ob es im Hochschulbau nach 1945 in Deutschland zu einer spezifischen Verwendung des Baumaterials Beton gekommen ist. Diese zunächst akademisch erscheinende Frage wird an zwei Beispielen von Bauten der Universität Stuttgart aus den späten 1950er Jahren – dem Verwaltungsgebäude der Materialprüfanstalt und dem Kollegiengebäude für die Fakultät Architektur und Stadtplanung – exemplifiziert und bejaht. Zu einem gleichen Urteil führt die Untersuchung der Hochschulbauten, die auf die Bildungsreform und die enorm gewachsenen Studierendenzahlen in den 1960er Jahren reagierten und in den Bauten der Ruhr-Universität Bochum einen Höhepunkt erfuhren. Das dort angewendete Bausystem wird hinsichtlich seiner semantischen, durch das Material Beton zum Ausdruck gebrachten Qualitäten untersucht. Rationale Produktion und ästhetische Anmutung der Großbauten werden dabei als »sprechende Architektur« qualifiziert.

Treppen, Wege, Wasserläufe. Die Grünplanung der Ruhr-Universität

Elisabeth Szymczyk

1966 erhielt der Landschaftsplaner Georg Penker aus Neuss nach vorausgegangenem Wettbewerb den Auftrag zur Landschafts-

gestaltung der im Entstehen befindlichen Ruhr-Universität in Bochum. Die Bauarbeiten begannen 1967 und endeten 1971. Penkers Konzeption besteht aus einer Mischung von zeitgenössischen Gestaltungselementen, zum Beispiel bei der Bodenmodellierung, und Rückgriffen auf traditionelle Formenelemente aus früheren Phasen des Landschaftsgartens. Bei letzteren handelt es sich um landschaftliche Szenen wie Gebirgsbach, Wasserfall und See mit Insel. Durch die Verwendung des modernen Materials Beton versucht er, diese älteren Motive in die Gegenwart zu überführen und damit eine Annäherung an die umgebende Architektur zu erreichen.

En passant. Kunst an transitorischen Orten

Dorothee Böhm

Der Beitrag unternimmt anhand der Werke sowie der im Universitätsarchiv erhaltenen Dokumente eine Rekonstruktion der Entstehungsgeschichte der Kunst am Bau auf dem Campus der Ruhr-Universität Bochum. An exemplarischen Arbeiten wird das der Künstler- und Werkauswahl zugrunde liegende Prinzip herausgearbeitet, um das Kunst-am-Bau-Programm anschließend einer kritischen historischen Einordnung zu unterziehen. Vor dem Hintergrund einer Geschichte der baubezogenen Kunst in Deutschland, die abweichend von der Geschichte der freien bildenden Kunst verläuft, ist es das Ziel dieser Kontextualisierung, die Kunst auf dem Campus der RUB in der Zusammenschau mit ausgewählten Kunst-am-Bau-Programmen, die für Universitätsgründungen der gleichen Zeit entwickelt wurden, kunsthistorisch zu verorten.

Serielle Ästhetik in Kunst und Architektur. Die Ruhr-Universität

Annette Urban

Unter dem Aspekt des Seriellen zeigen sich in Kunst und Architektur der 1960er und 1970er Jahre Parallelen, die die Unterordnung der Kunst am Bau unter die Architektur relativieren. Denn eine systematisch-methodische Verfahrenslogik begünstigt Annäherungen beider Gattungen. Exemplarisch veranschaulicht dies die Ruhr-Universität Bochum: Als erste bildungs- und strukturpolitisch geförderte Universitätsneugründung nach 1945 ist die als Ganze geplante Großstruktur auch als bauliche Umsetzung eines Strukturplans zu verstehen. Er umreißt die Reformidee einer in 18 Abteilungen aufgliederten, verflochtenen und zugleich einheitlichen Universität. Demgegenüber scheinen die Kunst-am-Bau-Projekte, die eher punktuell an vorausgewählten Orten realisiert wurden, mit wenig Bezug auf die Architektur entstanden

zu sein. Doch in vielen Werken teilt die Kunst eine technisch inspirierte und mit egalitärem Anspruch versehene serielle Ästhetik. Die gleichförmigen Institutsbauten sind ihrerseits nicht nur Produkt einer effizienzsteigernden Serienbauweise, sondern Ausdruck der Gleichwertigkeit aller Wissenschaften.

Im Westen viel Neues.

Technik und Kunst – Utopien der 1960er Jahre

Richard Hoppe-Sailer

Die Begriffe Struktur und Maschine, konzeptuelle Planung und serielle Fertigung charakterisieren Entwurf und Form der Architektur der Ruhr-Universität. Diese Vorstellungen bestimmen nicht nur die Wissenschaftsdebatten jener Jahre, sie bestimmen auch weite Teile der zeitgenössischen Kunstszene. Dabei spielt in der Tradition des Bauhauses die Wechselbeziehung von Kunst und moderner Technik sowie die Auseinandersetzung mit aktuellen gesellschaftlichen Prozessen eine zentrale Rolle. Die im Gründungsausschuss der Ruhr-Universität entworfene Leitidee einer alle Disziplinen berücksichtigenden Interdisziplinarität, die von der Vorstellung einer tiefgreifenden Humanisierung der Wissenschaften bestimmt war, spiegelt Ideen, die nicht nur in der zeitgenössischen Philosophie (Joachim Ritter) diskutiert werden, sondern die auch den aktuellen Kunstdiskurs in der hochindustrialisierten Ruhrregion nachhaltig prägen (Gruppe »junger westen«, ZERO).

Stahlbau in der Tradition Mies van der Rohe. Die alte Mensa von Bruno Lambert

Alexandra Apfelbaum

Am Rande der östlichen Peripherie des Campusgeländes wurde 1964 eine singuläre Architektur errichtet, die bis heute in dem durch Beton dominierten Großkomplex ihren Platz behauptet. Die vom Düsseldorfer Architekten Bruno Lambert in der kurzen Bauzeit von nur neun Monaten errichtete ehemalige Mensa war ursprünglich als nutzungsneutrales Provisorium angelegt. Mit ihrer bewegten Nutzungsgeschichte, die durch große, flexibel nutzbare Flächen in Form lichter Hallen und einer offenen Raumstruktur erst möglich wurde, ist das Gebäude Ausdruck der Rationalisierungsbemühungen, der Technikbegeisterung und des Fortschrittsglaubens eines ganzen Jahrzehnts. Nicht zuletzt führte neben der bis ins Detail sorgfältigen Gestaltung auch die sensible Einfügung und Verbindung mit dem Außenraum zu baulichen Qualitäten, die eine Sanierung und Weiternutzung als heutige BlueBoxBochum sinnvoll machten. Als strenge und reduzierte Stahl-Glas-Konstruktion mit einem flexibel nutzbaren

Großraum steht dieser Bau ganz in der Tradition der Architektur Mies van der Rohes.

Serie versus Unikat. Institutsgebäude und Hörsaalzentrum Ost

Olaf Gisbertz

Der Bau der Ruhr-Universität Bochum bedeutete in jeglicher Hinsicht eine Herausforderung für Planer und Architekten: vom städtebaulichen Entwurf über die Vorfertigung der Bausysteme, vom hochindustrialisierten Baustellenbetrieb bis hin zu einer Architektur, welche der Reformidee des Gründungsausschusses mit zum Teil widersprüchlichen Forderungen entsprach. Um das gesamte Raumprogramm der neuen Universität in überschaubaren Zeitdimensionen zu realisieren, entstanden Institutsgebäude in serieller Reihung und Stapelung nach einem einheitlichen Modulsystem aus industriell vorgefertigten Stahl- und Stahlbetonelementen, dagegen ein Hörsaalzentrum, das in Konzeption und Konstruktion als Einzelstück gelten kann. Der gesamten Planung wurde eine umfangreiche Empirie vorgeschaltet und High-Tech-Mechanismen entwickelt, die das Bauen von Unikaten in Serie und von Serien als Unikate im großen Maßstab erst ermöglichten. Die Planungsprozesse spiegeln sich noch heute in der Architekturästhetik auf dem Campus der RUB.

Skulpturale Inszenierung. Bruno Lambarts Universitätsbibliothek

Alexandra Apfelbaum

Nahezu im Mittelpunkt des Bochumer Universitätskomplexes auf der Magistrale am Forumsplatz erhebt sich die zwischen 1971 und 1974 errichtete Universitätsbibliothek des Architekten Bruno Lambart. Sie ist als ein verzögerter architektonischer Ausdruck der Bibliotheksreform der sechziger Jahre zu verstehen und übernahm als dreigliedrige Freihandbibliothek mit einer elektronischen Datenverarbeitung eine bundesdeutsche Vorreiterrolle.

Der monolithische Betonbau weist ein zentral angelegtes Treppenhaus auf, in dessen Mitte sich die Haupttreppe als Monumentalplastik erhebt. Inszeniert durch eine bestimmte Lichtführung und Ausführung stellt sie für den Bau noch heute einen architektonischen Mehrwert dar. Ganz im Sinne einer brutalistischen Architekturauffassung im ursprünglichen Sinne entstand eine ausdrucksstarke Architektur geprägt von rauen, harten Betonoberflächen, die deutlich in den Raum hineingreift und Innen wie Außen durch eine starke Körperlichkeit und Plastizität beeindruckt.

»Zyklopische Spätmoderne«. Das Audimax

Elmar Kossel

Der Beitrag zeigt, dass das Auditorium Maximum der Ruhr-Universität Bochum von Hentrich-Petschnigg & Partner (1962 – 1981) mit seiner monumentalen und gleichzeitig wenig gegliederten Architektur Bezüge zum sogenannten »Zykloppenstil« vor dem Ersten Weltkrieg aufnimmt. Sowohl das Raumprogramm als auch die endgültige Formgebung der Dachkonstruktion erfuhren während des Planungsprozesses entscheidende Veränderungen. Während der große Saal unterteilt werden musste, wurde das ursprünglich als Betonfaltwerk geplante, weit vorkragende Dach mit seiner markanten Rippenstruktur deutlich verkürzt und schließlich als Stahlfachwerk ausgeführt. Neben finanziellen Gründen führte auch die Absage des italienischen Architekten Pier Luigi Nervi, der das Betondach gestalterisch und statisch betreuen sollte, zu einer Änderung der Konzeption. Die Formfindung des Gebäudes gestaltete sich als ein langwieriger Prozess, der sich fast über die gesamten 1960er Jahre hinzog. Zunächst war das Auditorium Maximum als einfacher kubischer Baukörper geplant, der dann schrittweise über eine Pult- und Muschelform zu dem markanten gerichteten Rundbau mit zentralem Podium weiterentwickelt wurde, wobei die Architekten alle gängigen Typen von Saalformen, die seit den späten 1950er Jahren geläufig waren, durchspielten. Trotz einiger gestalterischer Unstimmigkeiten stellt das Audimax eine eigenständige und originelle Lösung für diese Bauaufgabe dar.

Das fragile Monument. Albin Hennigs Universitätsverwaltung

Carsten Ruhl

Das Architekturportrait der von 1973 bis 1979 erbauten Universitätsverwaltung der Ruhr-Universität liefert eine Baubeschreibung des vielschichtigen und disparaten Komplexes und zeigt auf, wie die Entwürfe des Architekten Albin Hennig im Laufe der Planungszeit ihre konzeptionelle Klarheit einbüßten. Bar herkömmlicher monumentaler Gesten entspricht das Gebäude zum einen dem Selbstverständnis einer aufgeklärten und demokratisch verfassten Reformuniversität und zum anderen der damaligen Architekturdebatte. Unter dem Schlagwort Brutalismus wurde eine neue Auffassung architektonischer Monumentalität propagiert, die durch rohe Materialität und maßstabssprengende architektonische Großplastiken monumentale Wirkungsabsichten verfolgte. Vom Universitätsverwaltungsgebäude wird diese Art von Überwältigungsarchitektur jedoch nicht gänzlich ange-

strebt. Vielmehr bildet es eine Collage, dessen Brutalismus und Monumentalität sich durch eine Fragilität und Unentschiedenheit auszeichnen, die gleichermaßen nicht untypisch für Bauten jener Entstehungszeit sind.

Gemütlichkeit im Großraum? Die Zentralmensa

Yvonne Northemann

Die Großraummensa stellt eine komplexe Bauaufgabe dar, muss sie doch kaum zu vereinbarende Anforderungen erfüllen. Als Verpflegungseinrichtung hat sie sowohl funktionellen und wirtschaftlichen Vorgaben zu folgen als auch den hohen Erwartungen an einen zentralen Kommunikationsort mit Erholungsqualitäten gerecht zu werden. Aufgrund der steigenden Studierendenzahl in den sechziger Jahren waren Mensabauten zwangsläufig von zweckrationalen Überlegungen bestimmt. So blieb in ersten sozialpsychologischen Beiträgen die Kritik an einer hochtechnisierten, »inhumanen Massenspeisung« nicht aus. Der Beitrag geht anhand der zwischen 1968–71 errichteten Bochumer Zentralmensa der Frage nach, inwiefern eine architektonische Lösung gefunden werden konnte, die den vielfältigen Ansprüchen gerecht wird. Es wird zu zeigen sein, dass trotz der Entscheidung zu großen Speisesälen eine zur Landschaft ausgerichtete, spannungsreiche Gestaltung und räumliche Ausdifferenzierung einem Massencharakter entgegenwirkte.

Architektur als Großskulptur. Das Musische Zentrum

Frank Schmitz

Das Musische Zentrum war der letzte nach den Planungen der 1960er Jahre fertiggestellte Bau der Ruhr-Universität. 1984 eröffnet, dient der Mehrzweckbau mit Ateliers, Probenräumen, Studio- und Fotolabor den Universitätsangehörigen zur künstlerischen Betätigung außerhalb des Curriculums. Das prominent am Eingang zum Campus platzierte Gebäude bereitet auf den Besuch des Campus vor, etwa indem Beton als zentrales Gestaltungselement vor Augen geführt wird. Zugleich leitet die Höhenstaffelung der kubischen Gebäudeteile schrittweise vom menschlichen Maßstab auf die großen Dimensionen der Institutsgebäude über. Andererseits steht das Musische Zentrum in vielfältigem Kontrast zum übrigen Campus: Als skulpturales, handwerkliches Einzelstück ist der vor Ort gegossene Beton des Musischen Zentrums ein bewusstes Gegenbild zum Fertigteilbeton vieler anderer Bauten des Universitätscampus. Die hohe gestalterische Qualität des Musischen Zentrums eröffnet sich auch beim Gang durch die

komplexe Raumstruktur des Gebäudes, die dem Besucher stets neue Aus- und Durchblicke eröffnet. Komplexität und Widersprüchlichkeit erweisen sich dabei als zentrale Gestaltungsmotive, wie unter anderem am Beispiel der räumlichen und sinnhaften Beziehungen zwischen dem Musischen Zentrum und anderen Universitätsgebäuden nachzuweisen ist.